Sächsische

Volkssagen.

Bearbeitet

von

Robert Wolfram.

Zwickau.

Eigenthum des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.

1863.

41 11454

Universitäts-
München
Bibliothek

AU
UNIVERS
MUNI

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Vorwort.

Sagen enthalten neben dem Wahren viel Unwahres, neben dem Möglichen viel Unmögliches. Sie haben theils geschichtliche Grundlage, theils sind sie Erzeugnisse menschlicher Einbildungskraft. — Wer heut' zu Tage eine gehörte oder gelesene Sage Wort für Wort glauben wollte, der würde von jedem vernünftigen Menschen als abergläubisch verlacht werden; denn jetzt fällt es wohl keinem Gebildeten mehr ein, große Schlangen oder Krokodile zu Lindwürmern, feurige Lufterscheinungen zu Drachen und Kobolden und den vom Winde fortgetragenen Blüthenstaub zum Schwefelregen zu machen, oder überhaupt in natürlichen Erscheinungen etwas Wunderbares zu suchen. Daher haben auch die frühern Vorstellungen vom gehörnten, pferdehufigen Teufel und seinen schwarzen Höllengeistern, sowie von Hexen und Wahrsagern, von Zwergen, Berggeistern, Nixen und Feen längst ihre Geltung verloren. — Phantasiegebilde dieser Art erfüllten in vergangenen Jahrhunderten die Menschen mit Furcht und Entsetzen, werden aber in der Gegenwart von jedem Verständigen mit Recht in das Reich der Märchen verwiesen. Und grade solche Gebilde machen einen Theil unsrer, von unsern Vorfahren ererbten Volkssagen aus. Dem-

ohngeachtet haben dieſe Sagen für uns ganz beſondern Werth; denn ſie führen uns nicht blos zu den Sitten und Gebräuchen längſt vergangener Zeiten zurück, ſondern ſie geben uns auch Einblicke in die Denk- und Handlungsweiſe unſrer Vorfahren und führen in Wahrheit und Dichtung den Beweis, daß Unglaube, Heuchelei und Bosheit ſchwere Vergeltung nach ſich ziehen, frommer Glaube, feſtes Vertrauen und ſtrenge Rechtſchaffenheit aber ſtets ihren Lohn finden. — Durch die Sagen werden uns übrigens Geſchlechter, Namen, Kirchen, Burgen, Ruinen und Denkſteine, ſowie Quellen, Gewäſſer, Felder, Wälder, Wege und Stege doppelt intereſſant, und gern ſtehen wir mit lauſchenden Ohren an den Punkten ſtill, wo eine „wunderſame Mär" aus alter Zeit in die Gegenwart herüber klingt.

Gnügt den freundlichen Leſern unſre einfache Erzählungsweiſe, dann gedenken wir bei ihnen mit der Fortſetzung der ſächſiſchen Sagen ſpäter wieder einzuſprechen. Bis dahin herzlichen Gruß! —

Borna, 1862.

R. W.

Inhalt.

		Seite
1.	Der Stelzenbaum	1
2.	Daniel Knappe, der Entdecker der Silbergruben im Schreckenberge bei Annaberg	10
3.	Die große Linde auf dem Gottesacker zu Annaberg . . .	27
4.	Der gute Brunnen bei Arfalter	29
5.	Die Zellenhäuser bei Obermiesenthal	39
6.	Der Lindwurm in der Gegend des jetzigen Leipzig . . .	58
7.	Das Schloßfräulein auf der Dohenau, die Bruderfichte und die Kapelle bei Reuſa	69
8.	Der Goldkeller und die Wunderblume auf dem Löbauer Berge .	74

Der Stelzenbaum.

Als die Huſſiten in Sachſen raubten, ſengten und mordeten, überzogen grauſame Schaaren derſelben auch das Voigtland und wütheten allda auf eine ſchreckenerregende Weiſe. Die fliehenden Voigtländer trieben ihre Heerden tief in die Wälder hinein, verbargen ihre Habe in Kellern und Gruben und ſuchten Verſtecke auf Bergen und hinter Felſen. Auch nach dem Dorfe Stelzen, das auf reußiſchem Gebiete liegt und deſſen Wirthshaus nur zu Sachſen gehört, kamen Einzelne von den wilden Horden, und ſpäheten nicht blos nach Beute, ſondern auch nach jungen, kräftigen Männern, um dieſe mit ſich fortzuſchleppen und zu allerhand Kriegsleiſtungen zu zwingen. Während die Huſſiten in dem menſchenleeren Dorfe umherjagten, ſah einer derſelben einen jungen Voigtländer über die Mauer ſeines Gartens ſetzen. Der Barbar machte die andern Huſſiten auf den ſchönen, kräftigen Flüchtling aufmerkſam; es ging nun an ein Nachhetzen und eine wahre Menſchenjagd begann. Dem Voigtländer gaben aber Jugendkraft und Angſt Flügel und er gelangte glücklich nach dem nahen Walde, in welchem er ſich möglichſt ſicher verbarg. Seine Verfolger ſuchten lange nach ihm, fanden ihn jedoch nicht und wollten eben im Aerger über den entſchlüpften Fang nach dem Dorfe zurückgehen, da hörten ſie in einiger Entfernung Schafe blöken. Sie liefen nach dem Punkte hin, woher die Thierſtimmen gekommen waren und erreichten bald eine Waldwieſe, auf welcher ein alter Hirt, der ſich mit zitternden Händen auf ſeinen Stab ſtützte, ſeine Heerde weidete.

Die Huſſiten hatten den Greis kaum erblickt, da ſtürmten ſie wild auf ihn ein und forderten von ihm, daß er angeben ſollte, wohin der junge Burſch geflohen ſei. Der alte Mann ſah die wilden Männer beſtürzt an und erklärte, er habe keinen Menſchen zu ſehen bekommen. Dies wollten die Huſſiten nicht glauben; ſie nahmen vielmehr an, daß der Hirt im Einverſtändniſſe mit dem jungen Voigtländer ſei und deſſen Verſteck abſichtlich verſchweige. Unbarmherzig fielen ſie über den armen Greis her, ſchlugen ihn, drohten, ihm die Zunge auszureißen und Hände und Füße zu verſtümmeln, und ſchrieen: „Geſtehe, Alter, oder Du biſt des Todes!“

Der Hirt entgegnete ruhig: „Wie kann ich ſagen, was ich ſelbſt nicht weiß?“

„Geſtehe!“ brüllten die wüthenden Feinde wiederholt, faßten den bebenden Mann an der Kehle, würgten ihn und warfen ihn auf die Erde nieder. — Der Unglückliche blutete von den Fauſtſchlägen der Unmenſchen; er hob die dürren Hände empor und betheuerte: „Wahrlich, ich habe den Jüngling nicht geſehen! Laßt ab von mir; Ihr quält einen Schuldloſen!“

„Schuldlos?“ rief einer der Huſſiten mit grinzender Geberde und fügte hinzu: „Stecht ihm doch die rothen Augen aus, denn er iſt kein Hirt, er iſt der Jüngling ſelbſt und hat nur die Geſtalt eines alten Mannes angenommen!“

Der Hirt bat nochmals: „Laßt mich los! Ich bin kein Zauberer, wie Ihr meint; ich habe ſtets nur Gott dem Herrn gedient!“ — Darauf richtete er ſich empor und griff nach ſeinem Stabe.

„Haltet ihn feſt,“ kreiſchte eine rohe Huſſitenſtimme, „er entflieht durch die Lüfte! — Tod und Verderben dem Zauberer!“

„Ja, hinweg mit ihm!“ ſchrieen die Andern, packten ihn an und ſchleppten ihn hinauf nach einer nahen Höhe, um ihn dort an einem Baume aufzuhängen.

Auf der Höhe angekommen, betheuerte der ehrwürdige Alte nochmals ſeine Unſchuld, erfaßte ſeinen dürren, rindenloſen Hirtenſtab, ſtieß ihn in die Erde und rief: „Ich hab' mein Leben lang nur Gott den Allmächtigen geehrt und mit dem Böſen nichts gemein gehabt, hab'

Euch auch nicht belogen! — So wahr mein alter Stab, den ich jetzt in die Erde stoße, binnen dreien Tagen grünende Zweige treiben wird, so wahr ist es, daß Ihr in mir einen Unschuldigen foltert und tödtet!“

Diese Worte rührten aber die Herzen der mordsüchtigen Hussiten nicht im Geringsten; sie verhöhnten vielmehr den Greis noch auf vielfache Weise, warfen ihm dann eine Schlinge um den Hals und erdrosselten ihn an einem starken Baumaste.

Nach wenigen Minuten hatte der redliche Hirt ausgelitten. Was er aber vor seinem Tode gesagt hatte, ging wirklich in Erfüllung. Sein in die Erde geſtoßener Stab begann nach drei Tagen zu grünen, trieb Knospen, Zweige und Aeste aus, wuchs in kurzer Zeit zu einem kräftigen Baume empor und trug eine schöne Blätterkrone. Die Aeste des Baumes griffen jedoch nicht nach den Wolken hinauf, sondern senkten sich trauernd zur Erde nieder, denn der alte Hirt hatte seinen Stab umgekehrt in die Erde gesteckt. Die Mörder desselben entflohen aus der Gegend von Stelzen, da sie hörten, daß die Einwohner des Ortes sich mit Sensen, Gabeln und Aexten bewaffneten, um an der grausamen Horde den Tod ihres greisen Hirten zu rächen.

Der Baum bei Stelzen, kurzweg der Stelzenbaum genannt, blieb viele Jahre lang für das Voigtland ein Mirakel. Mit seinen Blüthen und Zweigen vertrieben die alten Voigtländer viele Schmerzen und Krankheiten, in seiner Krone hielten sich oft fremde, goldschimmernde Vögel auf, aus seinem Gipfel erklangen seltsame, zauberische Töne, und unter seinem Schatten linderten sich Kummer und mancherlei Herzweh. Wer zu gewissen Stunden und Tagen auf seinen Wurzeln ruhete und schlief, wurde von beglückenden Träumen umfangen, oder zur Begeisterung hingerissen. — Zu welcher Holzart der Stelzenbaum eigentlich gehörte, das wußte kein Voigtländer zu enträthseln.

Auch nach dem Schluſſe des dreißigjährigen Krieges grünte der Baum noch fort, doch seine Wunderkraft schien nach der Meinung des Volkes sich verloren zu haben. Nur ein Bewohner von Stelzen glaubte noch an die außer-

ordentlichen Kräfte des Baumes; er hieß Christoph. Derselbe war schon ein ziemlich bejahrter Mann. Er nährte sich von seinem Ackerwerke und war vollständig zufrieden, wenn er so viel Körnerfrüchte erbaute, als er für sich, für sein Weib und für seine Kinder bedurfte. Kam nun aber einmal ein unfruchtbares Jahr, dann sah es um Christoph sehr schlimm aus, da kamen wohl auch Hungertage. Doch dies störte ihn nur wenig; er behielt bei aller Noth ein fröhliches Herz und sprach: „Immer hin! Wer Gutes genießt, muß auch einmal Böses hinnehmen!“ — Damit waren freilich die Gattin und die Kinder des Christoph nicht allemal einverstanden, denn Hunger that schon damals weh. Der Mann blieb jedoch bei seiner Meinung und dabei erhielt er sich den heitern Sinn, der ihm das Leid erträglich machte.

Seine Nachbarn hielten ihn für einen Narren und zwar aus dem Grunde, weil er bei allen trüben Ereignissen immer nur von den möglichen günstigen Folgen redete, weil er behauptete, er selbst werde noch einmal reich und glücklich werden und weil er noch an die Wunderkraft des Stelzenbaumes glaubte, unter dessen Zweigen er gar seltsame und räthselhafte Dinge gesehen, gehört und geträumt haben wollte. Daher kam es auch, daß man ihn den Stelzen- oder auch Traum-Christoph nannte. Träume waren ihm überhaupt sehr wichtig, vorzüglich solche, die er dreimal hinter einander träumte, denn diese, meinte er, träfen sicher ein.

Als nun der dreißigjährige Krieg zu Ende war und es in dem verwüsteten armen Voigtlande an Elend und Jammer nicht fehlte, da trat der Mangel auch im Hause Christoph's äußerst hart auf. Zu den durch die schrecklichen Drangsale des Krieges herbeigeführten schweren Sorgen kam noch ein Jahr des Mißwachses und die Noth stieg dermaßen, daß selbst Stelzen-Christoph die lang bewahrte Heiterkeit fast verlor. Seine Frau hielt seinen scheinbaren Gleichmuth für unbegrenzten Leichtsinn und zeigte deshalb nicht selten sehr üble Laune. Je mehr nun das Weib beim öftern Schelten und Schmähen in zornige Aufregung gerieth, desto ruhiger suchte sich Christoph zu halten: er antwortete in der Regel: „Angst und Sorge

macht die Zeiten nicht besser; drum immer hin! Wer Gutes genießt, muß auch einmal Böses hinnehmen!“ — Dieses Zauberwort wirkte nach und nach auch auf die Frau beruhigend ein, daher dieselbe bald schweigsamer und geduldiger wurde und sich bemühte, die Leiden des Lebens immer mehr nach Art ihres Mannes aufzufassen. Einst verging ihr aber doch das letzte Fünklein Muth, denn sie war auf dem Boden gewesen und hatte mit Schrecken bemerkt, daß alle Körner- und Mehlvorräthe fast ganz aufgezehrt waren, und das Wenige, was noch vorhanden war, wohl kaum noch auf einige Wochen reichen würde. Unter Thränen theilte sie dem Christoph ihre traurige Entdeckung mit, indem sie ihm bewies, daß sie, ehe die Ernte käme, doch eigentlich noch einen Vorrath auf mindestens drei Monate haben müßten.

„'s ist schlimm, doch immer hin!“ rief Christoph achselzuckend und verließ sein Haus, um draußen unter freiem Himmel seine etwas gestörte Ruhe wieder zu gewinnen. Er wanderte vorwärts, ohne eigentlich selbst zu wissen, wohin, und kam bald auf der Höhe an, wo der Stelzenbaum stand. Unter ihm ließ er sich auf einer emporstehenden Wurzel nieder und schaute hinaus in die weite Welt. Sein Herz wurde ihm plötzlich viel leichter; der kleine Sorgenanfall war vorüber. Beim Blicke in die Ferne kamen ihm mancherlei Hoffnungen für die künftigen Tage in den Sinn, denn seine Einbildungskraft zauberte ihm beglückende Bilder vor. Er fühlte sich bald müde und schlief auf derselben Wurzel ein, auf welcher er sich oft schon der wohlthuenden Ruhe und verschiedenen beseligenden Träumen überlassen hatte. Durch diese Träume war ihm eben der feste Glaube an eine schönere Zukunft geworden, welcher ihn selbst in trüben Lebenslagen nicht wankend werden ließ.

Christoph träumte wieder, — träumte recht süß von flimmernden Edelsteinen, von goldnen Kronen, von glänzenden Perlen und von vergrabenen Schätzen. Im Traume sah er prächtige Vögel auf dem Stelzenbaume nisten, die schöne Lieder sangen und goldne Eier legten, während ihm auch Engelsgestalten naheten und vor seinen Füßen das Füllhorn des Reichthums entleerten. Zuletzt erschien dem

Christoph in seinem Traume noch ein alter Hirt, der winkte ihm mit seinem Stabe, zeigte dann in's Baierland hinein und sprach:

„Auf der regensburger Brück
Findest Du das wahre Glück!"

Der Hirt verschwand und Christoph erwachte. So lebhaft hatte er unter dem Stelzenbaume noch nicht geträumt. Er ging vergnügt hinweg und kam ungewöhnlich heiter nach Hause. Sein Weib sah grämlicher, als zuvor. — „Sei ruhig, Frau," rief er, „wirst bald nicht mehr zu sorgen brauchen, denn ich weiß nun den Weg zu unserm Glücke!"

„Hast ihn lange schon finden wollen und nicht gefunden!" schmälte die Frau und fügte hinzu: „Schaffe nur bald Rath, sonst schlägt uns die Noth über dem Kopfe zusammen!"

„Immer hin!" entgegnete der Traum-Christoph heiter und verließ das Haus, um nach der Dorfschänke zu gehen, wo sich auf sächsischem Boden die reußischen Bauern aus Stelzen oft einfanden. Kaum war der Träumer in die Mitte derselben getreten, da riefen die Nachbarn: „Nun, Stelzen-Christoph, wo bleibst Du so lange? Hast Du wieder in die Zukunft gesehen? Meinst ja, das Glück müsse alle Tage kommen, und doch wird die Noth täglich größer!"

„Desto näher sind die guten Zeiten!" versetzte Christoph laut auflachend, fügte aber etwas ernster hinzu: „Immer hin! die Noth wird auch vergehen; wer aber ohne Vertrauen ist, der verdient kein glückliches Loos!"

In dieser Art unterhielten sich die Stelzner noch eine längere Zeit, dann sprachen sie vom Kriege und seinen Schrecken, von der Landesnoth, von der Theurung und von andern Plagen, hernach redeten sie von den Mitteln, durch welche dem allgemeinen Jammer vielleicht abgeholfen werden könnte, und zuletzt gingen sie auseinander, ohne einen glücklichen Gedanken herausgefunden zu haben. „Da habt Ihr's," meinte Christoph scherzend, „Ihr habt nun lange zu Rathe gesessen und doch gar nichts ausgemacht! — Immer hin! Ihr werdet's nicht ändern, wenn's eine andre Macht nicht thut!"

Daheim fand Christoph keine freundlichen Gesichter, daher er bald sein Lager aufsuchte und einschlief. In den ersten Morgenstunden träumte er wieder und zwar ganz dasselbe, was er Tags vorher unter dem Wunderbaume geträumt hatte. Der Morgen dämmerte. Christoph stand auf und ging an sein Tagewerk. Gegen Abend empfand er einen unwiderstehlichen Drang, nach dem Stelzenbaume zu gehen und von der Höhe aus in die Ferne zu schauen. Gern folgte er dem Drange. Er bestieg den freundlichen Hügel, setzte sich auf sein oft benutztes Ruheplätzchen, fühlte sich abermals zu Lust und Freude erhoben, schlummerte darauf ein und träumte zum dritten Male den bezaubernden Traum, in welchem zum Beschluß auch der greise Hirt wieder erschien und noch lebhafter nach dem Baierlande hinwies, indem er sprach:

„Nach der regensburger Brück'
Nichte eilig Deinen Blick.
Suche dort, — dort blüht Dein Glück —
Kehrst als reicher Mann zurück!"

Ein solcher Traum, dreimal geträumt, hatte für den Traum-Christoph den Werth der sichersten Prophezeihung. — Christoph ging nach Hause, schnürte sein Reisebündel, besuchte jedoch die Schänke nicht, sondern legte sich zeitig nieder, um recht früh zu erwachen. Seiner Frau hatte er schon mitgetheilt, daß er am nächsten Morgen eine längere Reise antreten und auf derselben sicher sein Glück machen werde. Die Frau ließ dem Manne seinen Willen und sprach: „Nun denn, immer hin! Bleib' nicht lang außen und komm' auch glücklich wieder heim!"

Am andern Tage lagen in Stelzen alle Einwohner noch im tiefen Schlafe. Nur Christoph war schon wach. Er machte sich nach dem ersten Hahnschrei reisefertig, nahm seinen Stab und sein Bündel, empfahl Weib und Kinder dem Schutze des Himmels, schlich unbemerkt zum Hause hinaus und schritt auf mondheller Straße rüstig und wohlgemuth seinem „gelobten Lande Baiern" zu. Als die Sonne emporstieg, hatte der fröhliche Wandrer sein Dorf und den Stelzenbaum längst im Rücken. Bald kam er in Gegenden, die ihm ganz fremd waren, und da sah er denn viel Neues und Schönes, was ihn unterhielt

und ſeine heitre Stimmung noch erhöhte. Die Städtchen und Dörfer, die Berge und Thäler lagen im Frühlingsſchmucke lieblich hingeſtreckt; die Menſchen in Baiern zeigten ſich gegen den Fremden zuvorkommend und gaſtfreundſchaftlich, und es war für den Chriſtoph eine wahre Luſt, ſo friſch und munter in die Welt hinein zu wandern. Nach mehrtägiger Reiſe erreichte er endlich den Regenkreis Baierns. Bald ſah er auch die uralte Stadt Regensburg liegen. Mit klopfendem Herzen ſchritt er auf dieſelbe zu, betrachtete die uralten Häuſer der Stadt, die meiſt mit den Giebeln nach den Gaſſen ſchauten, ging in einigen Straßen der berühmten Reichsſtadt auf und ab und kam an eine Stelle, von welcher aus er das Thal des Donauſtromes, in den ſich der Regenfluß ergießt, recht gut überblicken konnte. Da ſah er auch die große, lange Donaubrücke, auf welcher ihm ſein Glück erblühen ſollte. Ehe er noch eine Herberge aufſuchte, ging er nach der Brücke hin, betrachtete ihre weitgeſtreckten fünfzehn Bogen, betrat ſie endlich ſelbſt, blickte nach allen Seiten hin, ging auf und ab, ſuchte allenthalben auf dem Wagen- und Fußwege, ſah den Vorübergehenden in's Geſicht, betrachtete die Reiter, Fuhrleute und Frachtwagen, verfolgte die Schiffe und Kähne mit ſpähenden Augen, ließ ſogar die Thiere, welche die Brücke betraten, nicht unbeachtet, unterſuchte alle Winkel, Löcher und Niſchen und fand trotz allen Spähens nicht eine einzige Spur, die geeignet geweſen wäre, ihm einen Fingerzeig zu dem verheißenen Glücke zu geben. Niemand bekümmerte ſich um ihn; fragen wollte er auch nicht und ſo ſah er ſich denn, da die Nacht einbrach, genöthiget, die Brücke zu verlaſſen und ein Quartier aufzuſuchen. Etwas kleinlaut ſprach er bei ſich: „Immer hin! Vielleicht morgen!“ — Er lief nun nach der Stadt und wählte dort in einer krummen, engen Gaſſe eine Herberge, die ihm bei ſeinen wenigen Reiſegroſchen einfach und billig erſchien. Der Wirth war ein recht freundlicher, heitrer Mann. Er hatte zwar einen hinkenden Gang, aber dies ſtörte weder ſeine ſchnellen Bewegungen, noch ſeine übrige Lebhaftigkeit. Er unterhielt ſich mit ſeinem Gaſte in ſehr zutraulicher Weiſe und beſtürmte ihn mit vielen Fragen. Chriſtoph theilte offen

herzig mit, daß er ein Voigtländer aus dem Sachsenlande wäre, auch, wie er gereist sei und was er Alles gesehen und erfahren habe, aber den eigentlichen Zweck seiner Wanderung hielt er geheim. Und grade das wollte der neugierige Wirth doch vor Allem wissen. — Christoph merkte dies und war nun bei der Unterhaltung um so vorsichtiger. Er aß sein Abendbrod, das vortrefflich war, sagte dem Wirthe gute Nacht und begab sich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen stand der Stelzen-Christoph sehr früh auf. Er hatte unruhig geschlafen. Der Wirth wunderte sich nicht wenig, seinen Gast schon reisefertig zu sehen, daher fragte er ihn: „Wollt Ihr Regensburg schon wieder verlassen? Ihr habt ja die Reichsstadt eigentlich noch gar nicht genau betrachtet!“

„Immer hin,“ meinte Christoph, „wenn ich nur erst . . . . .“

Bald hätte er mehr gesagt, als er für gut hielt; er lenkte darum schnell ein, gab vor, einen Geschäftsweg abmachen zu müssen, und eilte hinweg. — Dem hinkenden Wirthe war das Benehmen des Fremdlings zu auffällig. Er hatte doch schon vielen Gästen durch Hin- und Herfragen das Herz abgekauft, aber bei dem Voigtländer wollte es ihm doch nicht gelingen, da dieser seiner heftigen Neugier durch trotziges Verschweigen seines Reisezweckes die Wage hielt.

Christoph war wieder nach der Donaubrücke gegangen, hatte sich dort stundenlang aufgehalten und noch aufmerksamere Beobachtungen angestellt, als Tags vorher, hatte jede Mauerritze und jedes Steinlein betrachtet und doch nichts gefunden, was ihm als Glücksstern erscheinen konnte. Seine Hoffnungen wollten sich mindern; ein gewisses Bangen ergriff sein Herz. „Sollten,“ dachte der Traum-Christoph bei sich, „sollten die Stelzner doch recht haben, wenn sie mich für einen Narren halten? — Sollte ich umsonst die Reise gemacht haben? Nein, nein, ich hab' ja den Traum dreimal geträumt, auch ist morgen erst der dritte Tag und aller guten Dinge sind ja drei!“ — Er schlich noch bis gegen Abend auf der großen Brücke umher, dann ging er hungrig hinweg und schritt etwas ern-

ſter, als er gekommen war, ſeinem Quartier zu. Der Wirth empfing ihn zutraulich; er fragte nach dem Verlaufe der Geſchäfte, erhielt aber ſehr einſilbige Antworten. Um ſeinen Gaſt geſprächiger zu machen, hinkte der Wirth in ſelbſteigner Perſon zu ihm hin, trug ihm das Abendbrod auf und ließ ſich an ſeiner Seite geſchwätzig nieder. Er erzählte dem Chriſtoph alle Neuigkeiten der Reichsſtadt, ſprach von ſeiner Wirthſchaft, von verſchiedenen Fremdlingen, denen er im Laufe von vielen Jahren Herberge gegeben, und kam ſogar zurück auf ſeine erſten Jugendjahre, wobei er erwähnte, daß er als Knabe ſo gern auf Stelzen gelaufen, dabei aber einmal gefallen und in der Folge davon lahm geblieben ſei, daß er ſich aus ſeiner Armuth in den Jugendjahren durch Fleiß und Klugheit bald herausgearbeitet und nun ſo viel verdient habe, daß er ſorgenlos ſeinem Lebensabende entgegengehen könne. — Chriſtoph verlor bei der Geſchwätzigkeit des Wirthes nach und nach ſeine Einſilbigkeit auch. Er erzählte noch Mancherlei aus ſeinem Leben, was der Wirth am vorigen Abende nicht zu hören bekam, und fühlte ſich zu dieſem mehr und mehr hingezogen. Beide rückten näher aneinander; der Wirth holte ein Glas Bier nach dem andern, trank dem Chriſtoph zu und ſprach, als dieſer wegen ſeiner ſchwachen Kaſſe eine bedenkliche Bemerkung fallen ließ, lachend: „Immer hin, Freund, eßt und trinkt, ſo lange es Euch ſchmeckt; — der heutige Abend kommt nicht mit zur Zeche!“

Die Beiden ſaßen und tranken bis gegen Mitternacht. Endlich ſuchten ſie das Lager auf, und als ſie früh aufſtanden, wußte Keiner mehr ſicher, was er gehört und geſchwatzt hatte. Nur ſo viel war ihnen erinnerlich, daß ſie ihres Jugendlebens gedacht hatten und dabei einander freundſchaftlich näher gerückt waren.

Chriſtoph ſtand am andern Morgen wieder bereit zu der geheimnißvollen Wanderung, ſprach mit dem Wirthe weniger vertraulich als den Abend zuvor und erwähnte beiläufig, daß er nur noch einen Tag bei ihm verweilen dürfe; dann aber fort müſſe.

„Was eilt Ihr denn ſo ſehr?“ fragte der Wirth und

ſetzte hinzu: „Ich dachte Eure Geſchäfte würden Euch länger aufhalten.“

„Nur drei Tage!“ antwortete Chriſtoph mit einem unterdrückten Seufzer.

„Grade drei Tage?“ rief der Wirth etwas befremdet und bemerkte noch dabei: „Die Drei iſt eine gute Zahl, darum iſt auch gewiß Euer Geſchäft in Regensburg gut gegangen. Und doch will mir es ſcheinen, als wäret Ihr nicht mehr ſo heiter, wie am Tage Eurer Ankunft.“

„Das mag wahr ſein! Aber . . . . . wenn . . . . .“ — meinte Chriſtoph im Tone der Verlegenheit, hielt aber ſchnell die Hand vor den Mund, als wollte er zu erkennen geben, daß er etwas Unüberlegtes geſprochen habe.

Der Wirth ergriff hierauf die Hand ſeines Gaſtes, ſchüttelte ſie treuherzig und ſprach: „Freund, das Wenn und Aber hat ſchon manchen Leuten Kopfzerbrechen gemacht; es taugt nicht für Euch. Euch drückt etwas, ich ſeh' es in Euren Mienen. Kann ich Euch mit Rath und Hülfe beiſtehen, ſo entdeckt Euch mir, ich —“

„Nein,“ rief Chriſtoph, „nein, was ich weiß, darf Niemand erfahren.“ Dabei griff er nach ſeinem Stabe und ſtürzte zur Thür hinaus. — Der Wirth ſchüttelte den Kopf und meinte, es könne im Kopfe des Fremden nicht ganz richtig ſein.

Chriſtoph eilte wieder nach der großen Brücke, ging ſinnend auf und ab, durchmaß die Brücke nach allen Seiten mit bedächtigen Schritten, hörte die Rathhausglocke von Regensburg Stunde um Stunde ſchlagen, ſah die Sonne ſich wieder abwärts neigen und erfuhr über ſeine glückliche Zukunft ebenſo wenig, als am erſten und zweiten Tage. Je tiefer die Sonne ſank, deſto mehr nahm der Unmuth und die Verzagtheit des Traum-Chriſtoph zu. Er ſah ſich nicht blos auf's Bitterſte getäuſcht, er hatte auch ſeine ganze Baarſchaft an die letzte und ſchönſte Glückshoffnung gewendet und wußte im Voraus, daß er, wenn er ſich auch glücklich nach Hauſe betteln würde, daheim nur Hohn und Spott ertragen müſſe. Der ſonſt ſo heitere, lebensmuthige Mann gerieth in eine Art Verzweiflung, hing ſich weit über die Brückenbrüſtung hinweg und blickte lange hinunter in die von der Abendſonne

vergoldeten Donauwellen. „Ein Sprung," murmelte er, „ein Sprung und . . . . . immerhin! . . . . . Doch nein, ... wer brav heißen will . . . . . ."

Christoph wurde in dem Augenblicke, als er seine Verzweiflung niedergekämpft hatte, durch einen kräftigen Ruck am Arme von der Brüstung weggezogen. Er erschrack fast, blickte um sich und sah neben sich seinen hinkenden Wirth stehen. Dieser war nämlich auf seinem Spaziergange zufällig nach der Donaubrücke gekommen, hatte hier seinen Gast sich weit über die Brüstung beugen sehen und ihn darauf sogleich mit nervigem Arme gepackt, um ihn in der gefährlichen Lage vor dem Hinabstürzen zu bewahren. Der ehrliche Baier schlug verwundert die Hände zusammen und rief aus: „Was hattet Ihr vor, Freund? Wenn Ihr den Schwindel bekamet, waret Ihr verloren! — Uebrigens sind schon einige Vorübergehende auf Euer sonderbares Thun aufmerksam geworden, darum wird's besser sein, wir verlassen diesen Ort und gehen nach der andern Brückenseite; dort steht eine Bank, auf die wollen wir uns setzen und dann Weiteres besprechen!"

Christoph ließ sich fast willenlos nach der bezeichneten Bank führen. Der Wirth lud ihn ein, sich niederzulassen, nahm dann neben seinem Gaste Platz und sprach theils theilnehmend, theils neugierig: „Hört, Voigtländer, ich habe mich eigentlich um Eure Sachen nicht zu kümmern, denn Jeder hat für sich zu sorgen; aber Ihr dauert mich, weil Ihr entweder zu manchen Stunden nicht recht bei Euch seid, oder weil Euch etwas bedrückt, was Euch an den Lebensnerven zehrt!" —

Christoph sah den Wirth auf diese Rede scharf an und dann sprach er: „Ihr scheint es gut mit mir zu meinen, Freund, darum will ich Euch mein Herzeleid offenbaren. So wisset denn, daß ich daheim dreimal geträumt habe, ich würde mein Glück auf der regensburger Brücke finden, und dies ist der Grund, weshalb ich hierher kam. Nun bin ich aber schon drei Tage hier umhergestreift und habe nichts gesehen und gehört, was mir als ein Fingerzeig für eine glückliche Zukunft gelten könnte. — Fragt nun aber auch nicht weiter nach dem Näheren; ich muß darüber schweigen!"

„Aha," lachte der Wirth, „wieder ein Träumer! Hab' schon manchen Träumer in's Unglück laufen sehen; hab' selber vielerlei schöne Traumbilder gehabt, aber nie Werth darauf gelegt. Thut das auch nicht mehr, lieber Sachse, sonst verdreht Ihr Euch selbst den Kopf und werdet zum Narren. Glaubt mir's, ich habe schon vor vielen Jahren von großen Reichthümern in Eurem Voigtlande geträumt."

„Im Voigtlande?" fragte Christoph gespannt.

„Ja, im Voigtlande!" entgegnete der Wirth und setzte hinzu: „Denkt Euch, da träumte ich vor einigen Jahren drei Nächte hinter einander, daß mein Glück in Eurem Lande blühe. Es erschien mir im Traume ein alter Mann, der forderte mich auf, ich solle nur an die sächsische Grenze nach dem Dorfe Stelzen ziehen und dort auf einer Höhe unter dem Stelzenbaume nachgraben, da würde ich einen großen Schatz finden; ich bin aber zu Hause geblieben. Später habe ich den alten Mann oft noch im Traume gesehen und allemal hat er mir zugewinkt und gesagt:

In das Voigtland geh
Nach Stelzen auf die Höh';
Grabe untern Stelzenbaum
Dort erfüllet sich dein Traum!

doch ich habe mich von dem Traumbilde nicht narren und zu großen Schatzgräberreisen verleiten lassen!"

Christoph hatte die Erzählung seines Wirthes mit der höchsten Spannung angehört. Jetzt erst merkte er, warum er von den Geistern der Träume auf die Brücke zu Regensburg geführt worden war. Hier also sollte er erst erfahren, wo er den Reichthum suchen müsse, hier hatte er, wie er nun fest glaubte, die letzte Geduldsprobe, die ihn fast zur Verzweiflung getrieben hätte, bestehen müssen, um dann den Weg zu seinem Glücke nach dem geheimnißvollen Fingerzeige des Geschickes sichrer gehen zu können! — — Mit seiner Hoffnung wuchs auch seine Heiterkeit; er ging auf den Traum des Wirthes aber nicht näher ein, sondern drückte ihm blos die Hand und sprach: „Ich bin Euch Dank schuldig, denn Ihr habt mich wieder auf den rechten Weg gebracht! — Jetzt laßt uns aber nach Eurem Hause

eilen, damit ich mich reisefertig machen kann, weil ich morgen mit dem Frühesten den Rückweg anzutreten gedenke!"

Der Wirth glaubte seinen Gast vollkommen verstanden zu haben, ging mit ihm von der Brücke weg durch mehrere Gassen der großen Reichsstadt, und Beide langten im Halbdunkel in dem Gäßlein an, wo der Wirth wohnte. Sie boten den Leuten, welche an den Thüren saßen, einen freundlichen „guten Abend!" und mehrere Male schon hatten einige Männer den Gruß mit den Worten erwiedert: „Guten Abend, Stelzen-Christoph!" — Je näher aber die Beiden dem Wirthshause kamen und je öfter ihnen Leute begegneten, desto häufiger erscholl der nachbarliche Zuruf: „Guten Abend, Christoph!" oder: „Gute Nacht, Stelzen-Christoph!"

Zuletzt wurde es doch dem erstaunten Christoph zu arg; er stutzte, hielt im Weitergehen an, und sprach: „Hört einmal, Freund Baier, ich weiß nun wahrlich nicht mehr, ob ich verzaubert und behext bin, oder ob mir gar meine Sinne verloren gegangen sind. Da haben mich in Eurer Gasse schon so Viele beim Namen genannt, obgleich mich hier kein Mensch kennt. — Nicht einmal Ihr wißt, wie ich heiße und doch fällt es Euch nicht auf, daß man mich hier von allen Seiten anruft."

„'s ist wahr," versetzte der Wirth, „ich konnte Euch längst schon nach Eurem Namen fragen! — Nun so sagt mir heute, wer Ihr eigentlich seid und wie Ihr heißet!"

„Ich," — antwortete Christoph zögernd, „ich? — Ich heiße Christoph, — ich bin der Stelzen-Christoph!"

Der Wirth lachte laut auf, daß es weithin durch die Gasse hallte und rief: „Nun, ich heiße auch Christoph und werde von meinen Freunden und Nachbarn stets der Stelzen-Christoph genannt, weil ich, wie Ihr schon wißt, in meiner Jugend gern auf Stelzen gegangen und dabei zu meinem lahmen Beine gekommen bin. Ich habe es gern gelitten, daß man mir den Namen gab, denn derselbe hat mich stets an meine Jugendstreiche erinnert und später vor den Thorheiten des Alters bewahrt. Aber, Voigtländer, wie seid Ihr denn zu demselben Namen gekommen?"

Christoph antwortete: „Das kann ich Euch nicht

ſagen! Uebrigens kennt man mich in der Heimath auch noch als den Traum-Chriſtoph und woher der Name kommen mag, brauche ich Euch wohl nicht erſt zu erklären."

„Ich kann mir's wohl denken!" meinte der Wirth und fügte mit aufgehobenen Finger hinzu: „Laßt Euch nur durch den Namen auch von den Thorheiten des Alters abhalten und macht um eines Traumes willen nicht wieder große Reiſen!"

„Das wird wohl nicht wieder geſchehen!" verſetzte Chriſtoph und folgte dann vergnügt und froh dem Wirthe, der mit ihm bald darauf in ſein Haus eintrat. — Abgſpannt durch die ſich kreuzenden Aufregungen des Tages ſagte der Mann aus Stelzen ſeinem ehrlichen Herbergsgeber gute Nacht und fand auf ſeinem Lager bald die ihm ſo nöthige Ruhe.

Am nächſten Morgen wollte Chriſtoph die Zeche bezahlen, aber der Wirth nahm keinen Pfennig, ſondern er ſagte zum Voigtländer: „Ich nehme von Euch nichts, weil Ihr doch umſonſt nach Regensburg gereiſt ſeid und weil ich in Euch einen Namensbruder von mir erkannt habe, der auf der Erde wohl kaum noch einmal da iſt. Reiſet glücklich nach Hauſe und kommt Ihr ſpäter in wirklichen Geſchäften wieder einmal in unſre Reichsſtadt, dann kehrt ja in meinem Hauſe ein; Ihr ſollt als Freund empfangen werden!"

Chriſtoph wurde durch die Güte ſeines Namensbruders faſt zu Thränen gerührt. Er bedankte ſich für die empfangenen Wohlthaten auf's Innigſte, drückte dem Wirthe noch oft die Hände und verabſchiedete ſich bei ihm mit den Worten: „Will es mein Glücksſtern, ſo ſehe ich Euch im Leben noch einmal; dann ſollt Ihr auch das erfahren, was ich jetzt noch verſchweigen muß. So lebt denn wohl; der Himmel ſegne Euch Eure Liebe!"

Der Wirth hinkte neben Chriſtoph noch eine Strecke mit fort, dann aber trennten ſich Beide und der voigtländiſche Stelzen-Chriſtoph zog nun allein ſeine Straße. Sein Heimweg erſchien ihm ſehr kurz, obgleich er mehrere Tage dazu brauchte. Nach einer vier- bis fünftägigen Wanderung zog er in den Abendſtunden in Stelzen wieder ein. Durch ein Hinterpförtchen gelangte er unbemerkt in ſeinen

Garten und wenige Minuten darnach ſtand er mitten unter den Seinen, die ihn ſchon für verloren angeſehen hatten. Er wurde mit vielen Fragen beſtürmt, vorzüglich wollte ſein Weib viel von ihm hören, aber er theilte über den Erfolg ſeiner Reiſe gar nichts mit, ſondern ſchilderte nur weitläufig, was er Alles geſehen, gehört und geſchmeckt hatte. Endlich riß ſeiner Frau der Geduldsfaden; ſie ſprach etwas heftig: „Nun, wie ſteht's denn mit dem Glücke, dem Du entgegen reiſen wollteſt? Du ſcheinſt ärmer nach Hauſe gekommen zu ſein, als Du ausgezogen biſt. In Deinem Geldbeutel, den Du in's Schränklein legteſt, ſteckt leider nicht viel mehr.“ —

„Immer hin,“ ſprach Chriſtoph, „morgen ſollſt Du das Weitere hören.“ — Dabei warf er das Reiſegewand ab, wünſchte den Seinen gute Ruh und legte ſich nieder. — Am andern Morgen war der Traum- oder Stelzen-Chriſtoph, ehe der Hahn noch krähete, wieder wach. Er ſchlich ſich hinaus, ohne daß die Schlafenden etwas merkten, ergriff Schaufel und Hacke, ſtieg hinauf nach der Höhe und fing dort unter dem Stelzenbaume an zu ſchürfen. Die Morgenröthe begann ſchon aufzuſteigen und noch immer hatte Chriſtoph nur Erde und Steine aufgewühlt, aber plötzlich ſchlug er mit ſeinem Werkzeuge auf etwas Metallenes und ein ſchöner heller Ton drang in ſeine Ohren, wie er noch keinen gehört hatte. Er bückte ſich nieder, um die berührte Stelle genauer zu unterſuchen, und ſiehe da, er fand einen großen kupfernen Keſſel, mit einem ſchweren Deckel verſehen. Hocherfreut ſetzte er die Hacke ein, ſprengte den Deckel auf, und vor ſeinen Blicken öffnete ſich ein Keſſel mit großen Goldmünzen gefüllt. — Chriſtoph nahm in höchſter Eile von den Münzen ſo viel an ſich, als er zu tragen vermochte, dann ſtürmte er hinab in ſein Haus, rief ſchnell ſein Weib und die Kinder zuſammen, verſah ſie mit Körben und Gefäßen und rannte mit ihnen wieder nach der Stelzenhöhe. Unter Mithülfe ſeiner Angehörigen förderte Chriſtoph den Keſſel mit dem Schatze zu Tage und nach kurzer Zeit war der Reichthum in ſeinem Hauſe in ſichres Verſteck gebracht.

Als Chriſtoph an demſelben Tage mit ſchmunzelnder Miene in die Schänke eintrat, wurde er mit ähnlichen

Spötteleien empfangen, wie man sie früher sich gegen ihn erlaubt hatte; das Höhnen wurde sogar ärger, als man auf seine Reise zu reden kam und über ihren Erfolg nur wenig erfuhr. „Traum-Christoph," hieß es, „wo warst Du denn so lange? Wir dachten schon, Du könntest Dein Glück allein nicht nach Hause tragen, oder wärest in der Freude darüber umgekommen!"

„Immer hin," entgegnete Christoph, „spottet nur! — Laßt mich in Frieden; ich lache für mich, doch nicht über Euch!"

Etwas verletzt verließ der Traum-Christoph seine Dorfnachbarn und beschloß im Stillen, nur allmählig mit seinem Reichthume hervorzutreten. Er kaufte anfangs einige Feldgrundstücke — und das machte die andern Bauern stutzig; er erwarb sich später das größte Gut im Dorfe — und das war den Bauern außer dem Spaße; er fuhr zuletzt mit Weib und Kindern gleich einem Edelmanne umher, gab an Arme und Verlassene reiche Gaben, lieh den von harten Gläubigern bedrängten Gewerbsleuten viel Geld und brachte große Opfer für gemeinnützige Zwecke, — und das bekehrte die Bauern. Von nun an nannten sie seinen Namen stets mit der größten Achtung und Liebe, ohne seiner jemals wieder zu spotten. Woher der Christoph das Geld erhielt, erfuhr nicht Einer von seinen Nachbarn; nur seinem Pfarrer soll er es am Hochzeitstage seines Sohnes in fröhlicher Weinstimmung mitgetheilt haben.

Einige Jahre nach Auffindung des Schatzes reiste Christoph mit seiner Familie nach Regensburg und verlebte dort in der sehenswürdigen Reichsstadt, besonders aber in dem Hause seines Namensbruders, des hinkenden Wirthes, recht frohe, glückliche Tage. Bei dieser Gelegenheit erfuhr der Wirth auch, daß Christoph einst auf der regensburger Brücke nicht umsonst nach seinem Glücke gespähet hatte. Der baierische Namensbruder beneidete ihn deshalb nicht im Mindesten, denn er meinte, er habe selbst viel mehr im Besitze, als er im Leben brauchen könne.

Als der voigtländische Stelzen-Christoph alle seine Kinder versorgt hatte und die Hochzeit seiner jüngsten

Tochter ausrichtete, war auch ein Herr aus Regensburg, der etwas hinkte, mit bei dem Feste. — Dieser soll der beste Freund vom Traum- oder Stelzen-Christoph gewesen, auch, wie einige wissen wollen, mit ihm an einem und demselben Tage im hohen, glücklichen Alter gestorben sein.

Vor länger als 100 Jahren ist der alte Stelzenbaum eingegangen. Man hat bald darauf an seine Stelle eine Kiefer, nach Andern einen Ahornbaum, gepflanzt. Der Baum wuchs bald zu einer bedeutenden Größe heran, so daß er in einem Umkreise von fünf Meilen gesehen werden konnte. — Die Sage vom alten Stelzenbaume, der dem dürren Stabe des hingemordeten greisen Hirten entsproß, wollen Einige auf einen Baum bei Kloschwitz bezogen wissen.

Das Dorf Stelzen liegt nicht weit vom sächsischen Bahnhofe Reuth nahe an den Straßen von Zeulenroda nach Hof und von Plauen nach Lobenstein auf der Grenze des Saale- und Elstergebietes.

Die Sage vom Stelzenbaume ist eine rein voigtländische, wird aber sehr verschieden erzählt. Die obige ist die gangbarste im Volke. Nach andern Mittheilungen findet nicht ein Traum- oder Stelzen-Christoph, sondern ein alter Schäfer „Johannes" den Schatz unter dem Stelzenbaume, auch weiset dann der Glückestraum den Träumer nicht auf die regensburger, sondern auf die mainzer Brücke, wo nicht ein Wirth gleiches Namens, sondern ein alter bärtiger Soldat ohne Namen figurirt, der ganz dasselbe geträumt hat und in gleicher Weise, wie der Wirth, den Weg zum Reichthume angiebt. Den alten, von Hunger und Noth gepeinigten Schäfer Johannes läßt die Sage erst nach mancherlei Irrfahrten und in vollständigster Unkenntniß des Landes und der Wege bis nach Mainz wandern. — Im Uebrigen stimmen die Sagen ziemlich überein.

Daniel Knappe,

der Entdecker der Silbergruben im Schreckenberge bei Annaberg.

Vor drei bis vier Jahrhunderten sah es da, wo jetzt die sächsische Bergstadt Annaberg steht, höchst rauh und unwirthlich aus. Wohl ragte dort der große Basaltkegel des Pöhlbergs zu den Wolken empor, aber an menschliche Thätigkeit in seiner Nähe war noch nicht zu denken, denn dicke, finstre Wälder hüllten ihn ein und selten betrat ein menschlicher Fuß die urwaldähnliche Wildniß. An Bären, Wölfen und andern Raubthieren der deutschen Hochwälder war kein Mangel, daher die Gegend mit vollem Rechte, „die wilde Ecke" genannt wurde. Nur in dem Thale zwischen dem Pöhl- und Schreckenberge, in welchem die Sehma mit ihrem lebendigen Wasser durch die Felsblöcke sich Bahn gebrochen hatte, standen einige Hütten, in uralter Zeit von den thätigen Wenden aufgebaut. Auch diese Hütten waren noch vom Walde umschlossen; sie bildeten den Anfang zu einem der ältesten sächsischen Dörfer, zu Frohnau. Hier wohnten wenige Bergleute, die in der kupferhaltigen Grube Briccius ihren Unterhalt fanden und sich höchstens bis nach dem nahen Geyer wagten, um in den dortigen Bergwerken ihr Brod zu suchen.

Unter diesen Leuten lebte nun auch ein Bergmann, Daniel Knappe, der unter den armen Hüttenbewohnern der ärmste war. Bei allem Fleiße, bei der strengsten Rechtlichkeit konnte er für sich und die Seinen nur das trockne Brod erschwingen, da es ihm an Nebenverdiensten fehlte und sieben Kinder täglich seiner Hülfe harrten. — Knappe's Frau suchte ihren braven Mann zu unterstützen, wo sie es vermochte, aber eine Verbesserung ihrer äußeren Verhältnisse wollte demohngeachtet nicht eintreten. Mitten in ihren Sorgen rückte den braven Aeltern ein Feind entgegen, an den sie gar nicht gedacht hatten. Eine furchtbare Theurung brach aus, und mit ihr kam die schrecklichste Hungersnoth. Viel Jammer und Elend zog in die

Hütten der Armen ein. Knappe und seine Frau arbeiteten sich die Hände wund, um Brod zu verdienen; sie brachen sich sogar von der Nachtruhe ab, damit der furchtbare Hunger nicht auch unter ihrem einfachen Dache Platz greifen sollte; aber alles Sinnen und Sorgen, alle Mühe und Anstrengung war vergebens, — die Noth und der Mangel zogen ein.

Einige Tage lang hatte Daniel Knappe im finstern Schachte der Erde gearbeitet und nur mit wenigen Bissen Brodes sich begnügt. Der Nahrungsrest daheim war kleiner und kleiner geworden. Daniel wollte mit seinem Weibe lieber selbst hungern, als die Seinen brodlos wissen. Was war aber der geringe Rest unter so Viele? — Am Mittag gab's in der Hütte Knappe's kein Krümchen mehr. Der besorgte Vater wendete die letzten Heller auf und sättigte die hungernden Kinder, dann zog er seine Gattin bei Seite und sagte ihr leise in das Ohr: „Nun ist's zu Ende, nun helf' uns der Himmel!" — Ein schwerer Seufzer entquoll der Brust des armen Mannes; seine Frau ging hinaus und weinte.

Der Abend kam. Die Kinder ließen es sich einmal gefallen, hungrig das dürftige Lager aufsuchen zu müssen, aber am andern Morgen baten sie ihre Aeltern nur noch inniger um Brod. Die Bitten der Lieblinge, die leider nicht erhört werden konnten, zerschnitten den armen Aeltern das Herz, obgleich diese noch ärger hungerten, als ihre Kinder, ohne sich davon etwas merken zu lassen. Die mehrere Tage lang ruhig erduldete Entbehrung hatte die arme Bergmannsfrau dermaaßen geschwächt, daß diese nicht einmal mehr im Stande war, ihr jüngstes Kindlein, einen Säugling, zu nähren; ihr Naturquell war vertrocknet, und umsonst schrie das arme Kind nach seiner einzigen Erquickung, — nach Milch. Die Folge war, daß das kleine Wesen sehr bald zu kränkeln anfing und daß es nach einigen schmerzensreichen Tagen starb.

Die übrigen Glieder der Bergmannsfamilie mußten sich in fortgesetztes Entsagen zu schicken suchen, um nicht ein Raub des Hungertodes zu werden. Brachte Knappe für schweres Geld ein leichtes Brod nach Hause, so wurde es auf mehrere Tage in bestimmte Theile getheilt und

jedes Kind hatte sich mit dem zu begnügen, was ihm unter Thränen in die Hand gelegt wurde. Den treuen Aeltern that dabei freilich das Herz weh, aber sie wußten auch keine anderen Mittel und Wege, sich in der furchtbaren Noth aufrecht zu erhalten. Mit matten, gramerfüllten Blicken beobachteten sie die sonst so lebensfrischen, nun aber täglich krankhafter sich zeigenden Gesichter ihrer Lieblinge, besonders das Antlitz ihrer ältesten Tochter Gertrud, die der Engel im Hause war und ihrer Mutter mit der dankbarsten Liebe, mit der treuesten Hülfe zur Seite stand.

Und grade diesen holden Engel sollte das schwergeprüfte Aelternpaar verlieren! — Gertrud hatte sich jedenfalls zu sehr angestrengt, hatte mit übermenschlicher Kraft zu entbehren gesucht, um einen Theil ihrer wenigen Bissen an die heißgeliebten Geschwister abzutreten. Dies war zu viel für ihren zarten Körper. Das Mädchen sah sehr blaß, schlich matt umher und wurde auf das Krankenlager geworfen. Mit jedem Tage nahm ihre Schwäche zu. — Ihre Aeltern saßen abwechselnd bei ihr und suchten durch die liebevollste Pflege das fliehende Leben zu erhalten. Einst war sie in einen, wie es schien, sehr festen Schlaf versunken. Sie lag regungslos, als habe der Tod ihre Blüthe vollends geknickt. Der fromme Daniel fühlte sein Herz fast brechen; er sank am Lager des theuren Kindes auf die Kniee, blickte zum Himmel empor und betete: „Ach Gott und Vater, der Du da droben wohnst, willst Du mich denn ganz verlassen in meiner Trübsal, in meinem Elende? O lenke uns Hülfe, daß wir nicht unterliegen in unser Noth, und gieb meiner lieben Gertrud die Gesundheit wieder." —

Gertrud hatte nur leicht geschlummert; ihr war darum die Hiobsklage ihres Vaters und sein Gebet nicht entgangen. Sie schlug die treuen Augen auf, sah ihren Vater recht innig an, dankte ihm und der Mutter für die erzeigte große Liebe und Theilnahme, lächelte wie in himmlischer Verklärung und sprach: „O verzagt doch nicht, ihr guten Aeltern, Gott ist gnädig und getreu; er wird euch bald erretten aus Eurer großen Noth; seine Hülfe ist nahe! — Um mich sorgt nicht; ich fühle mich so leicht,

ſo wohl; ich ſehe den Himmel offen! Bald wird mein Herz ausgeſchlagen haben, bald werde ich droben bei den Engeln ſein und am Throne Gottes für Euch Alle beten! —"

Die Worte gingen den Aeltern durch's Herz. Gertrud blieb wach bis zum Abende. Sie war ruhig und ſo heiter, daß Daniel, der ſchon Alles verloren gegeben hatte, wieder an die Möglichkeit ihrer Geneſung zu glauben wagte.

Nach Einbruch der Nacht übernahm Daniel bei ſeinem Lieblinge die Wache. Gertrud ſchlief recht ſanft. Ihr Vater, angeſtrengt vom Sorgen und Wachen, ſchlummerte neben ihrem Lager auf einem Lehnſtuhle ein, ohne zu bemerken, daß in derſelben Stunde auch der Bote des Friedens erſchien und ſanft und leicht von dem entkräfteten Körper der Gertrud die Seele hinweg nahm und hinauf geleitete in die ewigen Wohnungen.

Daniel erwachte nach kurzer Ruhe: Alles um ihn herum war ſtill. „Sie ſchlummert noch!" dachte er bei ſich und neigte ſich ihrem Antlitz zu, um ſie athmen zu hören. — Sie athmete nicht mehr. — Ein furchtbarer Schreck durchbebte die Glieder des Bergmanns. Er zündete ſchnell ſein Grubenlämpchen an und leuchtete der Gertrud in's Geſicht; er rief ſie laut, daß all die Seinen erwachten, aber ſie antwortete nicht; er breitete ſich über ſie hinweg und ſprach: „Gertrud, meine Gertrud, noch einmal blick' mir in's Aug'! Gertrud, ſcheid' nicht von uns, bleib' bei uns!" Doch ſeine Worte verhallten von ihr ungehört und miſchten ſich mit den Jammerlauten der Mutter und Kinder. Gertrud war todt. — Unter herben Thränen folgten die ſchmerzerfüllten Aeltern und Geſchwiſter dem Sarge des Lieblings und trauernd betteten ſie die entſeelte Hülle in das friſche Grab, auf welches Daniel ein Kreuzlein ſteckte, das er ſelbſt gezimmert hatte. Die Kinder brachten Blumen und legten ſie auf das Grab der holden Gertrud, indem ſie verſprachen, recht oft wiederzukommen, um den lieben Hügel aufzuſchmücken, welcher ein ſo treues, gutes Herz deckte.

Daniel Knappe und ſeine Gattin hatten ſich ſchwer von Gertrud's Grabe trennen können. Als ſie in ihre Hütte zurückkehrten, wurde ihr Schmerz über den Verluſt

Univ. Bibl. München

des besten Kindes erst recht heftig; sie fanden keine Ruhe daheim und fühlten sich unwillkührlich zu dem vor wenigen Stunden verlassenen Grabe wieder hingezogen. Gesenkten Hauptes schritten sie nochmals zu dem stillen Orte des Friedens. Der Hügel sah in seinem Blumenschmucke recht lieblich aus. Die Aeltern benetzten das Grab ihres Engels mit vielen, vielen Thränen, dann knieten sie nieder und beteten zum Herrn über Leben und Tod. Lange lagen sie im Gebete. Ihr Gesicht nahm nach und nach einen heitrern Zug an; es war ihnen, als öffne sich der Himmel und als winke ihnen Gertrud von oben herab einen Gruß des Friedens und der Freude zu. Gestärkt und ermuthiget erhoben sie sich. Ein Thränenstrom und eine innige Erhebung über die Leiden und Mühseligkeiten der Erde hatte ihren Lebensmuth gekräftiget. Hand in Hand verließen sie das theure Grab und gelobten sich dabei gegenseitig, unter Gottes Beistande in ihren Kindern lauter Gertrudsherzen heranzuziehen. — Es begann schon zu dunkeln, als sie ihre Hütte wieder betraten. Hier strahlten ihnen die freundlichen Gesichter ihrer Kinder entgegen, die mit Frohlocken erzählten, daß der Fundgrübner aus Gever plötzlich in das Stüblein getreten sei und mit den Worten: „Hier, lieben Kinder, habt zu essen!“ zwei große Brode auf den Tisch gelegt, dann aber sich eilig entfernt habe.

„Laß sie, Mutter,“ sprach Daniel; „in Kinderherzen ist noch kein Boden zu langem Grame; gieb ihnen einmal satt zu essen! — Gott aber vergelt's dem edlen Geber!“

Die gesättigten Kinder schliefen bald ein und auch ihre Aeltern fanden nach vielen Nachtwachen bald die langersehnte Ruhe. Daniel schlummerte auch recht fest. Liebliche Bilder umgaukelten seine Sinne; er träumte von seiner guten Gertrud. Sie erschien ihm nicht mit dem bleichen Antlitz, wie er sie in den Sarg gelegt hatte, sie sah vielmehr noch schöner, als in ihren gesunden Tagen. Freundlich winkte sie ihm zu und sprach: „Vater, grämt Euch nicht um mich; ich bin glücklicher als Ihr Alle! Der Gott der Liebe hat mein Flehn erhöret; Euer Leid soll in Freude verkehret werden, denn Euch wird noch ein reiches Erdenglück erblühen. Morgen früh eilt hinaus in

den Wald, der sich am Fuße des Schreckenberges hinzieht, dort steht eine mächtige Tanne, die alle andere Bäume hoch überragt, da werdet Ihr ein Nest finden, in welchem güldne Eier liegen. Diese nehmt mit; sie werden Euch reich und glücklich machen. — Doch fällt Euch dann der Reichthum zu, so hängt das Herz nicht daran, sondern bleibet fromm und gerecht, wie bisher!"

Gertrud sprach's. Daniel wollte antworten, aber seine Lippen versagten ihm den Dienst. Gertrud winkte dem Vater mit mild lächelndem Blicke zu, faltete die Hände und schwang sich aufwärts zum Wohnplatze der Seligen.

Der fromme Bergmann erwachte und sah sich in seine traurige Wirklichkeit versetzt; doch der Traum stand ihm noch lebhaft vor der Seele. Die Seinen ruhten noch. Auf den Kuppen der Berge lockte die aufsteigende Sonne das goldne Roth des neuen Tages. Still, ohne die Seinen zu stören, ging Daniel mit seinem Gezäh*) hinaus an den, im Traume ihm angewiesenen Ort. Die Tanne war bald gefunden; sie stand in der Nähe des Wolfsteines. Ohne sich lange zu besinnen, kletterte Daniel auf den riesigen Baum, durchsuchte die Aeste desselben von unten bis oben, schaute im Wipfel umher, schüttelte und rüttelte, betrachtete die Risse und Löcher am Stamme, fand aber nicht ein einziges Ei. — Traurig glitt er am Baume herab; weinend setzte er sich auf eine der dicken Tannenwurzeln und rief klagend aus: „O, wie elend, wie unglücklich bin ich doch; ich hoffte so fest und bin nun bitter getäuscht! Der Traum war ja wie lauter Wirklichkeit, aber nun muß auch ich erfahren, daß Träume Schäume sind!" —

Die Klage war kaum verhallt, da hörte Daniel über sich ein Flüstern. Er blickte empor und sah über sich als Engelsbild seine Gertrud schweben, die ihm zurief: „Vater, Glück auf! Ein frommer Bergmann zaget nicht; er duldet, hoffet, sucht und findet. — Des Baumes Wurzeln sind auch Zweige, die er in der Erde ausbreitet; nehmt Euer Gezäh und schürfet!"

*) Werkzeug

Die Erscheinung verschwand. Jetzt verstand Daniel Knappe den Fingerzeig des Schicksals. Er griff rüstig nach seinem Werkzeuge, schlug in der Nähe der Tannenwurzeln ein, beseitigte das Moos und die leichte Erddecke, kam bald auf Felsen, hieb mit wuchtigen Schlägen hinein, schmetterte von dem Gestein ein Stück nach dem andern hinweg, und siehe, bald blinkte ihm ein herrlicher Glanz in's Auge; ein Silbergang lag angebrochen vor ihm und schien nach mehrern Seiten hin in reichen Gängen fortzustreichen. — Entzückt, sich selbst fast ganz vergessend, arbeitete Daniel mit seiner Haue mehrere Stunden lang emsig fort. Manche schöne, werthvolle Stufe, die fast zu Tage lag, hatte er schon neben sich aufgeschichtet, und je weiter er den Silbergang verfolgte, desto mehr nahm der Reichthum zu. So häufte der Bergmann in kurzer Zeit eine große Masse edlen Erzes auf. Als er endlich müde ward, ergriff er von seinem Reichthume so viel, als er fortzuschleppen vermochte, dann eilte er nach Hause, um Frau und Kinder zu holen und mit ihnen den unerwarteten, reichen Fund in Sicherheit zu bringen. Oft noch lief er nach dem Silbergange und stets kehrte er schwerbeladen in seine Wohnung zurück. — Nun war er reich; nun schwand alle Noth, und Freude und Glück zog in sein Haus ein. Wie gern hätte er Alles mit seiner Gertrud getheilt.

Daniel gehörte nicht zu den Leuten, die Alles für sich allein haben wollen; er theilte vielmehr seine Entdeckung den benachbarten Berufsgenossen mit, und auch diese vermochten dann bald ihrer Noth ein Ende zu machen.

Der redliche Daniel Knappe ließ sich aber durch Reichthum nicht verblenden. Täglich dachte er des Gebers aller Gaben dankbar in seinem Gebete, und er versäumte nicht, mit helfender Hand in die Hütten der Armen, Verlassenen und Verwaisten einzutreten. Auf ihm und den Seinen ruhte fortan des Himmels Segen.

Die Kunde von dem Silberreichthume im Schreckenberge drang bald über Berg und Thal. Aus den fernen Theilen des sächsischen Landes eilten viele Bewohner nach der „wilden Ecke," um Silber zu holen, und so kam es, daß in der Waldwildniß, die früher nicht gern ein mensch-

licher Fuß betrat, bald ein sehr reges Leben sich kund gab, daß große Strecken des düstern Hochwaldes abgetrieben und viele neue Wohnungen errichtet wurden. Die Landesfürsten (Albrecht der Beherzte und Herzog Georg) begünstigten die Ansiedelung der Fremdlinge, und so erhob sich (von 1499 an) in unglaublicher Schnelligkeit die „neue Stadt am Schreckenberge," die später den Namen Annaberg bekam und als die wichtigste Bergstadt im Erzgebirge sich heute noch unter ihren Schwestern vortheilhaft auszeichnet. —

Nach einer andern Mittheilung über die vorstehende Sage wohnte Daniel Knappe in einer Hütte am Schreckenberge, in welcher er oft vor dem Bilde der heil. Anna betend kniete. Einst erschien ihm im Traume ein Engel, welcher ihn auf das Gestein unter der alten Fichte aufmerksam machte und veranlaßte, nachzugraben. Knappe ging sofort nach Wittenberg, meldete Alles dem Kurfürsten Friedrich und dieser ritt — trotz des Kopfschüttelns seines Kanzlers — mit seinem Troß nach dem Erzgebirge, ließ sich von Knappe nach der bezeichneten Stelle führen und veranlaßte ihn dann, mit seiner Haue einzuschlagen. Knappe gehorchte. Unter seinen kräftigen Schlägen brach die Haue und neben ihr blinkte plötzlich reiches Silbererz hervor. Der Kurfürst war hoch erfreut. Er schenkte dem Knappe zum Lohne viele Acker Feld, Wiese und Wald und legte sogleich den Grund zu einer Kapelle. Die reich ausgebeutete Silbermenge wurde in die Münze gebracht und zum Theil zu sogenannten Engelsgroschen geschlagen.*)

In der prächtigen Stadtkirche Annabergs, zu deren

---

*) Die ersten aus dem Schreckenbergsilber in einer Mühle bei Annaberg im Jahre 1496 und 1497 geschlagenen Münzen wurden Mühlsteine oder Schreckenbergsgroschen, auch kurzweg Schreckenberger genannt; seit 1498 erhielten dieselben aber ein neues Gepräge und stellten auf der einen Seite das Bild eines Engels dar, welcher ein kurfürstliches Wappenschild hielt. Diese Münzen hießen nun Engelsgroschen. 1621 münzte man während des Kipper- und Wipperunfugs in Annaberg neue Engelsthaler.

ſtattlichen Aufbaue man innerhalb 26 Jahren (1499 bis 1525) viele Tauſende vom Schreckenbergsſegen aufwendete, befindet ſich heute noch hinter dem ſogenannten Bergaltare ein Gemälde, welches der Nachwelt den Inhalt der vorſtehenden Sage in Bildern vorführt.

Die große Linde auf dem Gottesacker zu Annaberg.

Stehen wir unter Baumrieſen, welche ſchon Jahrhunderte lang gegrünt haben, ſo fühlt ſich unſre Seele von einer gewiſſen Ehrfurcht ergriffen; aus den Aeſten ſcheint ein Geflüſter von vielen tauſend Geiſtern an unſer Ohr zu dringen, die uns ernſt mahnend die Geſchichte längſt vergangener Menſchengeſchlechter predigen. Im ſächſiſchen Lande kann wohl kein Baum dieſer Art unſer Intereſſe mehr erregen, als die ehrwürdige, rieſige Linde auf dem Friedhofe zu Annaberg. Dieſelbe hat einen Stamm von außerordentlicher Dicke, kann aber ihre gewaltigen, weit ausgeſtreckten Aeſte nicht ſelbſt tragen, weil ſie zur Erde niedergreifen würden, ſondern muß durch untergelegtes, von vielen ſtarken Säulen geſtütztes Gebälke aufrecht erhalten werden. Unter ihrem weitausgedehnten Schattendache und in ihrer ſchönen Umgebung ruhen Tauſende von Todten, deren Gebeine längſt vermodert ſind und deren Augen, als ihre Leiber noch lebten, gewiß zum größeren Theile denſelben Baum ſchon grünen und blühen ſahen, den wir heute noch als einen erhabenen Zeugen einer grauen Vergangenheit bewundern.

Wie bei mancher alten Rieſenlinde mit faſt eben ſo dickem, als langem Stamme die geſpreizte Stellung der Aeſte den aufmerkſamen Beobachter zu dem Gedanken führen kann, daß die Baumkrone eher ungeheuren, mit Zweigen und Blättern behafteten Wurzeln gleiche, ſo laſſen ſich auch viele einfache Annaberger die Annahme heute

noch nicht ſtreitig machen, daß ihre Friedhofslinde einſt mit den Aeſten in die Erde gepflanzt worden ſei und aus ihren Wurzeln die große Baumkrone ſich gebildet habe. Hierüber hat ſich im Volke eine Sage erhalten, die zwar mit einigen Abweichungen erzählt wird, in ihrem Grundgedanken ſich aber immer gleich geblieben iſt. Sie wird in einer ſeltner gewordenen Niederſchrift aus früherer Zeit wörtlich alſo erzählt:

„Man hat von der ſchönen großen und mit Aeſten ſtattlich ausgebreiteten Linde auf dem Gottesacker zu Annaberg eine Tradition, daß dieſelbe umgekehrt in die Erde geſetzt worden, die Aeſte unten, ſtatt der Wurzel, in die Erde, und die Wurzeln oben in die Höhe gekehret, welche hernach ausgeſchlagen, Blätter getrieben, und ſich in Aeſte ausgebreitet hätten. Die Geſtalt dieſer Linde machet auch den Augen die Sache wahrſcheinlich. Es wäre aber dieſe Linde bei folgender Gelegenheit umgekehret hieher geſetzet worden. Ein Marſtaller allhier uff St. Annaberg habe einen ruchloſen Sohn gehabt, welcher ſonderlich keine Auferſtehung glauben wollen, daher ein Prieſter allhier ſich alle Mühe gegeben, dieſen böſen Menſchen auf beſſere Gedanken zu bringen, welcher mit dieſem ruchloſen jungen Burſchen auf den Gottesacker gegangen, und ihm daſelbſt vorgeſtellet, daß dieſes das Feld des Herrn ſei; wie der ausgeſtreute Saame auf dem Felde aufginge und herfür wachſe, ſo würden auch die Begrabenen ſo zu ſagen, als ein Saame, wieder aus der Erden am jüngſten Tage herfür kommen. Darauf habe dieſer junge Menſch eine noch kleine Linde auf dem Kirchhofe erblicket, ſolche angeſehen und zu dem Prieſter geſagt: ſo wenig, als dieſe Linde, wenn man ſie ausreißen und umgekehrt mit den Aeſten in die Erde ſetzen wollte, bekleiben und ausſchlagen würde, ſo wenig würden auch diejenigen, welche einmal todt wären, wiederum lebendig werden und auferſtehen. Hierauf habe der Prieſter, in göttlichem Eifer entbrannt, geantwortet: er wüßte gewiß, Gott würde ſo gnädig ſein und, um ſolche Ruchloſigkeit zu ſtrafen, ein Zeichen ſeiner Allmacht ſehen laſſen; er wollte dieſe Linde umgekehret laſſen in die Erde ſetzen, und würde ſie ausſchlagen, ſo

sollte er hiervon seinen bösen Unglauben erkennen lernen, welches auch hernach also geschehen."

Welches hohe Alter die annaberger Linde haben muß, läßt sich daraus erkennen, daß man dieselbe schon im Jahre 1693 wegen ihrer großen, weit ausgreifenden Aeste durch Gebälke zu stützen sich genöthiget sah, wobei 17 Holzstämme verwendet wurden. Ein noch bedeutenderer Unterbau ward dem Baume 1718 gegeben.

Dieselbe Linde ist es, „unter welcher E. E. Rath und die Vornehmsten aus der Stadt Annaberg auf Stühlen zu sitzen pflegen, wenn die solenne Trinitatis-Predigt unter freyem Himmel jährlich zu Mittage gehalten wird."

Der gute Brunnen bei Assaller.

Im Dienste eines Grafen von Hartenstein zeichnete sich ein Leibjäger, genannt Ehrbert, vor allen Genossen seines Standes aus. Der Graf wußte die Vorzüge des Ehrbert wohl zu würdigen, daher nahm er diesen gern mit auf Reisen und ließ ihm sonst noch mancherlei Vergünstigungen zu Theil werden. Der Aufenthalt in der Schweiz, in Italien, Frankreich und in andern Ländern hatte Ehrbert zu einem gewandten, kenntnißreichen Manne gemacht und eine schwere Krankheit, welche ihn in Rom befiel, wurde für ihn insofern nützlich, als er sich der frommen, uneigennützigen Thätigkeit der barmherzigen Brüder in seinen Leidenstagen selbst erfreuen durfte und später sein dankbares Herz ihn nöthigte, der Kirche und ihrer Diener stets freundlich zu gedenken. In dem Leibjäger Ehrbert bildete sich auf diese Weise der Sinn für Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit gegen Arme und Verlassene aus; in seinem Herzen wurzelte ein inniges Gottvertrauen und gern träumte er von Wundern und von

der Thätigkeit aller Heiligen. Der Graf schätzte und liebte ihn, wie einen erprobten Freund.

Als Ehrbert älter geworden war, und in seiner lieben Martha eine treue Lebensgefährtin gefunden hatte, machte sein Herr ihn zum Förster, indem er ihm eine schöne Wohnung bei Streitwald anwies und die Aufsicht über die nach dem jetzigen Löbnitz und Zwönitz hin sich weit ausstreckenden Waldungen übertrug. — Niemand war glücklicher, als Ehrbert und seine Martha. Zufrieden saßen sie an heitern Sommerabenden unter der riesigen Linde, welche die Försterei beschattete, fröhlich und wohlgemuth hörten sie bei einbrechendem Winter in ihrem warmen Stübchen die Schneestürme durch die Wälder brausen und mit stiller Beseligung hingen ihre Blicke an einer kleinen Wiege, in welcher ihre größte Herzensfreude, ihre liebliche Anna, lag. Das „goldige Annel" — so wurde das Mädchen von ihren Aeltern genannt — sah frisch und munter; es gedieh sichtlich, zeigte mit jedem neuen Tage neue Liebenswürdigkeiten, lernte bald gehen und plaudern und war für Ehrbert wie für Martha der Gegenstand der größten Liebe und Freude.

Aber kein Erdenglück ist beständig; dies sollte auch das glückliche Ehepaar im Försterhause bald erkennen lernen. Während Ehrbert eines Tages in den ferneren Waldstrecken seines Forstes dem Waidwerk nachging, war sein Töchterlein daheim krank geworden. Als der Förster zurückkehrte, fand er sein Kind im heftigen Fieber liegend und neben ihm die Gattin mit verweinten Augen.

„O, unser liebes Kind," seufzte Martha, „unsre goldige Anna!" —

Die besorgte Mutter wagte weiter nichts zu sagen, obgleich ihr Herz schon von vielfachen Befürchtungen erfüllt war. Ehrbert betrachtete den Liebling auch mit sehr besorgten Blicken, ergriff aber dann die Hand seines Weibes und sprach: „Wenn der Herr uns prüfen will, müssen wir uns in Geduld fassen! Ungeduld und übermäßige Sorge erschwert nur das Leid. Laß uns Gott bitten, daß er unser liebes Kind schützen und behüten wolle und — sollte Schlimmes kommen —, daß er es uns erträglich mache!" —

Eine Regung des Kindes unterbrach das Gespräch. Das Fieber nahm zu; Anna redete irre. Die Aeltern wichen nicht von ihrem Lager. Nach einigen Tagen erkannten sie, was in dem zarten Körper ihres Lieblings getobt hatte, — die Blattern waren ausgebrochen.

Was liebende Theilnahme nur irgend zu thun vermochte, das thaten Ehrbert und Martha an der Kranken, die von der giftigen Krankheit sehr gefoltert wurde. Nach einigen Wochen stellte sich Besserung ein; die bösen Blattern fielen ab, Anna wurde heiterer und verlangte öfter nach Speise und Trank. Bald fühlte sie sich ziemlich gekräftiget, klagte nicht mehr über Schmerzen, rief aber ihren Aeltern mehrmals zu: „O, die Nacht ist lang; wie kommt's nur, daß es nicht Tag werden will?"

Als der Vater diese Worte hörte, war's ihm, als ginge ein Schwert durch sein Herz. Er blickte in den lichten Himmel hinein, an dem die helle Sonne glänzte, murmelte vor sich hin: „nicht Tag, nicht Tag?", nahm alle männliche Fassungskraft zusammen, schritt nach dem Bette der Tochter, untersuchte ihre von den Folgen der Krankheit äußerlich befreiten Augen und bemerkte zu seinem Schrecken, daß sein Kind — blind geworden war. Wie niedergeschmettert schlich er vom Lager und theilte seinem Weibe die traurige Entdeckung mit, wagte aber dabei noch die leise Hoffnung anzudeuten, daß nach völliger Abheilung der Blattern das Augenlicht der unglücklichen Anna vielleicht wiedergegeben werden könnte.

Doch die armen Aeltern hofften umsonst. Ihre Tochter genas vollständig, wurde holder und lieblicher, als sie vorher schon gewesen, entfaltete einen reinen, engelgleichen Sinn und trug ihr Leiden mit unendlicher Sanftmuth und Geduld. Sie blieb aber blind. —

Als Anna des irdischen Lichtes beraubt war und nicht mehr vermochte, die herrliche Natur, den Seelenblick ihrer treuen Aeltern und andere liebe Erscheinungen des einst so wonnereichen Jugendlebens zu schauen, da war es, als wenn ihre geistigen Augen mit zehnfacher Kraft sich entfalteten und die Empfindungen ihrer Seele jedes irdische Sehen ihr entbehrlich machten. So vergeistigte sich Anna in einer Art, welche ihr die Achtung

und Liebe Aller ſicherte, die mit ihr in Berührung kamen. Mit jedem Jahre nahm auch ihr Körper an Schönheit und Lieblichkeit zu. Der Förſter Ehrbert fühlte ſich unendlich glücklich, wenn die nach und nach zur Jungfrau herangereifte Tochter in ihrer ſchlanken Geſtalt, in ihrem frommen, beſcheidenen, heiteren Sinne ſich ihm nahete, wenn ſie ihn und ſeine Martha liebreich umhalſete und dabei ihr die wallenden Locken um Hals und Nacken wogten. Anna verdiente es aber auch, daß man ſie ſo warm verehrte, denn Niemandem that ſie weh, Alle wollte ſie erfreuen; ſie war, ſo weit ihre Verhältniſſe es nur zuließen, der Armen Schutz, Hülfe und Troſt.

Unzählige Male hatte Ehrbert im Laufe der Jahre mit dem gnädigen Grafen, ſowie mit ſeinem Weibe Rath gepflogen, ob nicht der Anna doch noch geholfen werden könne; alle nur denkbaren Mittel waren an der Blinden verſucht worden, doch es zeigte ſich auch nicht der geringſte Erfolg. So mußte ſich denn die ſonſt ſo glückliche Familie in das Geſchick, das die Vollkommenheit ihrer Erdenfreude trübte, ſtill ergeben. „Gott hat's ſo gewollt," ſprach Ehrbert oft, „will es der Himmel, ſo kann es doch noch anders werden!"

Als Anna in der herrlichſten Blüthe des Jungfrauenalters ſtand, wurde ſie von einigen Freundinnen zur Theilnahme an dem, auf den 26. Tag des Heumondes fallenden Annafeſte eingeladen, was die Blinde mit Freuden annahm. Der Tag der heiligen Anna brach an. Das Sonnengold ſchimmerte auf den Kuppen der Berge. Der Annaaltar ſtand ſchon prächtig aufgeſchmückt in der einfachen Kapelle. Muntere Mädchen, mit Blumen und Kränzen geziert, verſammelten ſich in der Nähe ihrer Mütter, und kräftige Jünglinge, mit dem Eichenzweige am Hute, folgten im Zuge ihrer Väter. Vater Ehrbert und Mutter Martha erſchienen auch unter der Menge, nachdem ſie daheim am Hausaltare ihre Andacht verrichtet und dem Ewigen ihr Leibes- und Seelenwohl empfohlen hatten.

Die Muſik ertönte; Feſtgeſänge folgten den freudigen Klängen. Der Zug zur Wallfahrt entfaltete ſich. Er wogte hin zur Kapelle der Schutzheiligen, zum Altare der

heiligen Anna. Dort lagen bald Viele im Gebete, dort kniete auch die blinde Förſterstochter an der Seite der treuen Aeltern. Ehrbert und Martha hatten längſt ihr Amen geſprochen, da lag ihr Kind immer noch in Andacht verſunken. Anna hatte die Augen geſchloſſen und glich in ihrer holdſeligen Geſtalt einem betenden Engel. Sie rührte ſich nicht; ſie ſchien ein lebendiges Marmorbild zu ſein. — Mit einem gewiſſen Bangen ruhten die Blicke ihrer Aeltern auf dem Mädchen. Faſt erſchrocken ſprach Ehrbert zu Martha: „Sieh unſre Anna! Was iſt ihr? — Iſt's doch, als ob ſie ſchlummerte!“

Schon wollte der Vater ſie mit der Hand berühren, ſchon wollte er rufen: „Erwache, lieb Kind, erwache!“ da bewegte ſich die Betende wieder. Sie hob das Haupt empor; ſie bewegte ihre Lippen. Hohe, himmliſche Wonne ſchien ihre Seele zu durchbeben und ein heller Glanz umleuchtete ſie. Ihr Geiſt mußte ſelig träumen und in höhere Welten verſetzt ſein.

Ehrfurchtsvoll ſtanden die Aeltern neben dem Kinde; ſie wagten nicht, es mit einem Wörtlein zu ſtören; der Förſter wendete ſich vielmehr zu ſeiner Gattin und ſprach ihr leiſe in die Ohren: „Eine Glorie umzieht das Haupt unſrer Tochter, — ihr hat ſich die Heilige genaht, — laß uns wieder mit ihr beten und auf die Gnade Gottes bauen!“

Heilige Stille umgab das Aeltempaar und die blinde Jungfrau. Dieſe erhob ſich nach wenigen Minuten in großer Heiterkeit und rief: „O, wie ſchön, wie mild und lieblich war doch die St. Anna, die mir erſchienen iſt! Im Geiſte habe ich ſie nun geſehen, wie ich als kleines Kind ſie auf dem Bilde des Altars erblickte und bewunderte. Engel umſchwebten die Heilige; herrliche Harmonieen tönten in ihrer Nähe; ich glaubte, im Himmel zu ſein. Ich wollte meine leiblichen Augen öffnen, um mit mir ſelbſt klar zu werden, ob ich wachte oder träumte, aber ich hatte ja in den beſeligenden Augenblicken vergeſſen, daß ich blind war. Ach, rief ich, heilige Anna, ich wandle nun wieder in Finſterniß und freute mich doch ſo innig des wohlthuenden Lichtes! Um mich iſt Nacht; hilf, daß ich ſehend werde! — Da neigte ſich die Heilige zu

mir, öffnete mir die Augen, erfaßte meine Hand, führte mich dort hinauf nach dem Dickicht des Streitwaldes, zeigte mir dort ein Brünnlein auf einer vom finstern Walde umschloſſenen Wieſe, hieß mich niederknieen in das hohe Gras, erhob ſich dann, ſegnete den kleinen Brunnen und verſchwand. Mit ihrem Weggehen verlor ſich auch meine Sehkraft wieder; mein Traum war zu Ende; — ich kam zu mir ſelbſt und lag hier an den Stufen des Altars. Aber im Geiſte erblicke ich jetzt noch dort auf moorigem Grunde die kleine Quelle, an der ich im hohen Graſe kniete, ſehe die friſche, grüne Kreſſe, die mit dem fetten Lattig den Brunnen umzog, und noch immer umweht mich der Duft der ſchönen Waſſerlilien, die aus dem Grunde ſo lieblich emporwuchſen!“ —

Die Mutter Martha nahm ihre begeiſterte Tochter bei der Hand und verſicherte ihr, daß ſie an den Stufen des Altars jedenfalls in einem ſchönen, beglückenden Traume gelegen habe.

„Nicht Traum, nicht Traum!“ verſetzte die Jungfrau, „die heilige Anna iſt mir wirklich erſchienen, hat mit mir geſprochen, hat mir das Brünnlein im Streitwalde gezeigt, und ich habe einige Augenblicke hindurch reiner und heller ſehen können, als ich in meinen erſten Kinderjahren zu ſehen vermochte!“

Vater Ehrbert wendete ſich ernſt an ſein Weib und ſprach: „Sahſt Du nicht die Glorie, die das Haupt unſers Kindes umgab? Das war nichts Gewöhnliches! — Wiſſen wir denn, was der Himmel beſchloſſen hat und ob Gott unſrer frommen Tochter nicht noch beſondre Gnade erzeigen will? — Drum, Martha, laß ihr den tröſtenden Glauben, die ermuthigende Hoffnung auf die Zukunft!“

„Haſt recht, guter Ehrbert,“ entgegnete Martha, „ich that übel, daß ich zweifelte; dem Herrn unſers Lebens ſei Alles anheimgeſtellt!“

Der fromme Förſter ergriff nun ſeinen Wanderſtab und ſprach: „So komm denn, Martha, wir wollen mit unſrer Tochter zu dem Brunnen gehen! Haben wir ſchon ſo viele Mittel verſucht, um der Anna das Augenlicht wieder zu verſchaffen, und ſind wir oft mit ihr in die

Ferne gewandert, ohne einen glücklichen Erfolg zu erlangen, so können wir wohl auch das einfache Mittel noch anwenden, das uns auf eine fast wunderbare Weise in der Nähe, ich möchte sagen in unsrer Nachbarschaft, angewiesen worden ist. Ich kenne den Quell recht wohl und habe mich in heißen Tagen oft mit seinem frischen Wasser erquickt."

Die Drei gingen nun nach einem schmalen Fußsteige, der von Zwönitz aus nach dem Altare der heiligen Afra*) führte. Bald wanderten sie im tiefsten Waldesdunkel, und in diesem fanden sie nach kurzer Zeit die bezeichnete Moorwiese des Streitwaldes. Hier lag der Brunnen, der eigentlich aus drei Quellen**) bestand.

Als die Aeltern mit ihrer Tochter die Wiese betreten hatten, wurde Anna von einer eigenthümlichen Aufregung ergriffen. Bisher war sie an der Seite ihrer Mutter, deren Arm sie kaum los ließ, vorwärts geschritten; jetzt aber ging sie ohne Leitung grad auf den Brunnen zu, blieb an der Stelle, wo die meisten Luftbläschen wie krystallene Perlen emporstiegen, stehen, und rief: „Hierher, liebe Aeltern, führte mich die Heilige; hier hoffe ich Genesung von der Blindheit zu finden, wenn ich irgend auf die Wiederkehr meines Augenlichtes hoffen darf!"

Anna kniete nieder. Ihre Aeltern thaten es auch in andächtiger Stille. Anna neigte sich mit dem Gesicht nach der Quelle und tauchte die zarte Hand ein, indem der Vater den Blick zum Himmel richtete und sprach: „O Gott der Liebe, segne uns mit Deinem besten Segen!"

Einmal benetzte Anna mit der Hand ihre blinden Augen und es that ihr wohl. Sie ruhte dann eine Weile und richtete den Blick nach den Wolken.

„Es ist," sprach sie, „als ob's nicht mehr so finster wäre!"

Zum zweiten Male beugte sie sich nieder, wusch sich

*) Afrae altare, woraus Affalter, der Name des Dorfes entstanden sein soll, in dessen Nähe der gute Brunnen liegt.

**) Später wurden die Quellen mit besonderen Namen bezeichnet; eine Quelle hieß der gute Brunnen, die andre der Augenbrunnen und die dritte der Kreßbrunnen.

die Augen, richtete ihr Antlitz nach der grünen Wiese und nach dem Waldesſaume und rief: „Es flackert mir in den Augen; dunkle Schatten kämpfen drinnen mit dem Lichte!“

Mit gefalteten Händen, in der höchſten Spannung knieeten die Aeltern neben ihrem Kinde.

Anna ſenkte das Haupt wieder zur Quelle, griff mit größerer Lebhaftigkeit in das Waſſer, benetzte die Augen zum dritten Male, blieb noch eine kurze Zeit in der gebeugten Stellung und ſchien dabei zu träumen. Plötzlich aber erhob ſie ſich und ſtieß einen Schrei aus, indem ſie mit den Händen nach den Augen fuhr, als habe ſie drinnen einen Schmerz empfunden.

„Was iſt Dir, Kind?“ frug die beſorgte Mutter.

Anna ging aber gar nicht auf die Frage ein, ſondern trat einige Schritte zurück und rief: „Licht! Licht! — Heil mir, ich kann ſehen!“

„Gelobt ſei Gott!“ ſprach Ehrbert und ſchaute unverwandt nach ſeiner Tochter, die ihre Augen immer noch mit den Händen bedeckt hielt, während die Thränen des heißeſten Dankes und der innigſten Rührung dem Förſter und ſeinem Weibe über die Wangen floſſen.

Von den Gefühlen unbeſchreiblicher Freude durchbebt, ſtürzte Anna in die Arme ihrer Aeltern und bat, ein Tuch über ihr Geſicht zu hängen, weil das Licht ſie noch ſo ſehr blende. Als ihr Kopf mit einer ſchleierähnlichen Hülle bedeckt war, da fiel ſie wieder auf ihre Knice und betete: „Gott und alle Heiligen, ich ſehe! — Vater des Lichtes, nimm den Dank hin, den Dein ſchwaches Kind Dir ſtammelt! Ich ſehe Deinen Himmel und Deine Erde; ich ſehe Deine Wolken ziehen und beuge mich demüthig vor Dir, Du Allerbarmer! — Mein Herz, mein ganzes Leben ſoll Dir geweiht ſein, bis Du einſt nach Deinem Rathe meine Augen auf immer ſchließen wirſt!“ —

Ehrbert und Martha fühlten ſich von einem heiligen Schauer ergriffen. Sie nahmen ihre überſelige Tochter bei der Hand und leiteten ſie unter Lobpreiſungen des Höchſten nach dem heimathlichen Förſterhauſe. Hier ſuchten die Beglückten das dunkelſte, vom Grün der großen Linde völlig überſchleierte Zimmer auf, und hier vermochte

Anna ohne unangenehme Empfindungen die Augen zu entblößen. Die Nebelhülle war gefallen. Mit unendlicher Luſt ſog Anna des Lichtes Strahlen ein und freudetrunken ruhte ihr Blick auf den liebenden und geliebten Aeltern. — Das war mehr, als Erdenfreude, das glich himmliſcher Wonne. Voll Entzücken ſchloſſen die Aeltern ihr theures Kind in die Arme. —

Gegen Abend, als die Wallfahrer zurückkehrten vom Annafeſte, lief Ehrbert hinaus an den Weg und verkündigte der heimziehenden Menge das Wunder, das geſchehen war. Wer es hörte, ſtaunte.

Dem Brunnen ſtrömten von dem Tage an Hunderte zu, um durch Anwendung ſeiner Quellen ſich Geneſung von mancherlei Leiden zu holen. Zu Ehren der heiligen Anna ertönten dort viele Dank- und Lobgeſänge; man nannte nun das kräftige Waſſer: Gnadenbrunnen, auch St. Annens guten Brunnen.

Ehrbert und die Seinen ſahen bald viele Kranke an ihrem Hauſe vorüber von Löſnitz her durch den Streitwald ziehen, und kam Einer oder der Andre gekräftigt und geneſen zurück, ſo war die Freude in der Förſterwohnung groß, denn in demſelben wurde man nicht müde, die Gnade des Himmels zu preiſen, durch die der geliebten Tochter das Augenlicht wieder gegeben worden war.

Anna's Augen hatten ſich binnen wenigen Tagen ſo gekräftiget, daß ſie jeden Lichteindruck ohne irgend eine ſchmerzende Empfindung ertragen konnte. Die Jungfrau ſchien nun nachholen zu wollen, was ihr in der jahrelangen Nacht der Blindheit vorenthalten worden war. Der Wald mit ſeinen mächtig großen Bäumen, die grünende Wieſe mit ihrer Blumenfülle, der blaue Himmel im Sonnenlichte und ſein Sternenheer im Dunkel der Nächte, die Menſchen und Thiere, Alles — Alles war ihr intereſſanter, als andern Leuten, weil ſie den Anblick der Erde und des Himmels viele Jahre lang hatte entbehren müſſen.

Nachdem Anna alles Irdiſche und die unſchuldigen Freuden der Jugend noch einige Zeit genoſſen hatte, nöthigte ſie ein geheimer Drang ihres Herzens, die Stille des Kloſters aufzuſuchen. Sie wurde Nonne. Es war

grade St. Annens Jahrestag, als ſie den Schleier nahm. Das Schwerſte war der Abſchied von den theuren Aeltern; denn ein gutes, treues Kind reißt ſich nur ſchmerzvoll von dem Vater- und Mutterherzen los. Doch, es mußte geſchieden ſein. Nach langer inniger Umarmung, unter heißen Thränen ſagte Anna ihren lieben Aeltern Lebewohl und zog dann ein in die ernſten Mauern, in welchen die Jugendluſt und Erdenfreude keine Nahrung mehr fand.

Ehrbert aber ging hinaus an den guten Brunnen, ſetzte um denſelben drei Tannen im Dreieck ein, baute daneben einen Altar und hing dort das Bild der heiligen Anna auf, das ſpäter von allen Vorübergehenden und Geneſungſuchenden gläubig verehrt wurde.

Dem frommen Ehrbert ſchenkte Gott noch mehrere Kinder, die ihm und ſeinem Weibe viel Freude machten. Die Nonne Anna war für alle ihre Schweſtern ein Muſter wahrer Gottesfurcht.

Vater Ehrbert kaufte bei herannahendem Alter ein Gut in Niederzwönitz und erwarb mit dem Gute zugleich die Moorwieſe, aus welcher der gute Brunnen quoll. Ehrbert ließ die Quelle in Marmor faſſen, um ſie der Mit- und Nachwelt rein zu erhalten, und er hatte die Freude, viele Kranke ſchon hoffnungsvoll zu ihr, geſtärkt und geheilt aber von ihr gehen zu ſehen.

Der Förſter Ehrbert ſtarb als ein ehrwürdiger Greis; er ward auf dem Friedhofe zu St. Blaſius in Niederzwönitz in geweihter Erde begraben. Seine treue Lebensgefährtin Martha überlebte ihn nur wenige Tage. Fromme Kinder drückten ihr die Augen zu und betteten ſie in Dank und Liebe neben dem ihnen unvergeßlichen Vater.

Der Gnadenbrunnen quillt heute noch, und mancher einfache Erzgebirger ſchreitet zu ſeinem Waſſer, um dort Linderung und Heilung für ſeinen kranken Leib zu ſuchen.

Die der heiligen Anna zu Ehren errichtete Kapelle ſoll im Jahre 1198 erbaut worden ſein. Sie ſcheint nicht lange geſtanden zu haben.

Die Tellerhäuser bei Oberwiesenthal.

Es ist noch nicht ganz 400 Jahre her, daß am Fuße des höchsten sächsischen Berges, am Fichtelberge, die hoch und rauh gelegene Stadt Oberwiesenthal gegründet wurde. Bergleute waren es, die dort sich vorzüglich ansiedelten, um aus dem Innern der Erde die metallenen Schätze heraufzuholen. Ihre Hütten standen noch sehr zerstreut umher, doch waren sie stark bewohnt, denn nicht selten überfüllten zwei, drei, vier Familien eine einzige Stube, in welcher jede Familie den Raum, den sie sich ermiethet hatte, mit einem dicken Kreidestriche begrenzte. Auf diese Art halfen sich freilich nur die ärmsten Leute fort; wer es irgend ermöglichen konnte, richtete sich selbst ein Hüttlein her, oder miethete wenigstens ein Stübchen für sich und die Seinen. Zu solchen bevorzugteren Bewohnern von Oberwiesenthal gehörte auch der fromme Häuer Steffen Teller, der sich durch Fleiß und Treue in seiner bergmännischen Thätigkeit sogar einen kleinen Nothpfennig zurückgelegt hatte. Sein liebes, jugendlich frisches Weib Eva stand ihm in seinem Streben nach einer besseren Lebensstellung treulich bei und waltete unter ihren Kindern als eine kluge, brave Hausmutter. — So gingen mehrere Jahre hin in Glück und Freude. Doch, es sollte bald ganz anders kommen. Der Bergsegen verminderte sich; viele Gruben gaben keine Ausbeute mehr, und verschiedene Zechenherren schickten, der großen Zubußen satt, ihre Arbeiter fort. Teller hatte als ausgezeichneter Häuer zwar noch einigen Verdienst, aber derselbe wurde ihm mit jedem Monate vom Grubenbesitzer geschmälert, und in der Familie des Bergmannes machte sich nach und nach großer Mangel bemerkbar. Der Häuer gerieth bald in Schulden; seine Gläubiger nahmen ihm die Hütte und er sah sich fast an den Bettelstab gebracht. Da half es denn nichts, Teller mußte mit andern Leuten in einer Stube zusammen wohnen, mußte drinnen mit Thränen den abgrenzenden Kreidestrich ziehen und war zu-

letzt froh, wenn er nur so viel verdienen konnte, daß seine lieben Kinder nicht zu hungern brauchten.

Ein Unglück kommt jedoch selten allein. Durch Sorgen und Darben waren Eva's Kräfte geschwunden; sie wurde aufs Krankenlager geworfen. Die Krankheit war heftig und hielt lange an; die arme Eva trug die blasse Farbe des Siechthums und wurde so matt, daß sie sich kaum noch emporrichten konnte. Teller's karger Erwerb reichte für seine Familie nicht mehr aus. Mancher Tag verging, an welchem seine Kinder sich kaum halb satt essen konnten. In ihren bleichen Gesichtern lagen die Spuren des Elends und der Entbehrung. Es war um das Jahr 1550, als die Noth in den armen Häuserfamilien furchtbar um sich gegriffen hatte und die meisten Bergleute in Wiesenthal brodlos waren. Auch Teller sah voraus, daß er bald auf längere Zeit Schicht machen werde. Dabei drückte ihn noch die stille Sorge, daß er bei dem Grubenherrn schon einen Wochenlohn vorausgenommen hatte und doch kein Mittel fand, den Vorschuß wieder zurückzuzahlen.

Mit seinem kranken Weibe wollte es sich nicht bessern, obgleich Teller ihr Thee aus allen guten Kräutern des Erzgebirges bereitet und gereicht hatte. Seufzend nahm der arme Mann von ihr Abschied, wenn er zur Grube ging und oft dachte er bei sich: „Wie wird's sein, wenn der Abend kommt!"

Einst — es war in den Morgenstunden eines Sonnabends vor Ostern — verließ Teller fast in Schwermuth versunken die Seinen. Eva schien zu schlafen. Um ihr Lager spielten die Kinder, die der Vater recht innig gebeten hatte, die ruhende Mutter ja nicht zu stören. — Teller war nicht lange fort, da regte sich seine leidende Gattin auf ihrem Lager und blickte seelenvoll nach ihren lieben Kleinen. Diese näherten sich ihr sogleich, küßten sie und schlangen schmeichelnd die Aermchen um ihren Hals. Eva richtete sich mit großer Anstrengung halb empor, um die Lieblinge alle an sich ziehen und ihre Liebkosungen erwidern zu können.

Während dies geschah, sprach der kleinere Knabe im

bittenden Tone: „Mutter, mich hungert ſehr; haſt Du noch Brod?“

Eva wußte wohl, daß die Kinder den Abend vorher die letzten Krümchen bekommen hatten, daß aber auch den Tag über an Herbeiſchaffung von Brod nicht zu denken war. Große Thränen rannen ihr über die bleichen Wangen; es waren die bitterſten Zähren, die ſie weinen konnte, denn ſie galten ihren hungernden Kindern, bei deren Anblick ihr faſt das Herz brach. — Die kummervolle Mutter ſtreichelte ein Kind nach dem andern und beruhigte dann alle mit den Worten: „Seht, Euer Vater iſt ſelbſt hungrig nach der Grube gegangen und es that ihm und mir weh, daß Ihr bis zum Nachmittag nichts zu eſſen habt; aber geduldet Euch nur, lieben Kinder, einige Stunden noch! — Hat unſer Vater Schicht gemacht, ſo wird ihm der Grubenherr Ahlhardt ſeinen Lohn auszahlen und vielleicht auch noch eine kleine Oſtergabe dazu ſpenden. Herr Ahlhardt hat es ja ſtets gethan und wird, da heute der heilige Oſterabend kommt, ſeine Häuer gewiß nicht ohne eine beſondre Unterſtützung nach Hauſe ſenden!“

Dieſe Worte hatten Frau Eva dermaßen angeſtrengt, daß ſie ermattet auf das Lager zurückſank und in einen ſchlafähnlichen Zuſtand verfiel. Die Kinder ſahen dies, glaubten das Herz ihrer Mutter betrübt zu haben und ſchwiegen darum, indem ſie den Hunger niederzukämpfen ſuchten. — Das Warten auf den Vater war für ſie eine keineswegs leichte Prüfung, doch hielten wenigſtens die größeren Kinder ſich ſtandhaft, um ihrer ohnehin ſchwerbedrückten Mutter nicht noch ſchwereres Leid zu machen.

Die Zeit, in welcher Teller zurückkehren wollte, war vorüber. Von Minute zu Minute warteten die Seinen ängſtlicher auf ihn. „Was mag ihn aufhalten,“ fragten ſich die Kinder einander, „daß er heute grade länger bleibt? Alle Bergarbeiter, mit denen er gewöhnlich heim kommt, ſind ſchon zurück.“

„Wer kann es wiſſen!“ meinte der ältere Sohn und wendete ſeine Blicke nach dem Fenſter, durch deſſen trübe Scheiben er die in der Ferne ſich bewegende Geſtalt eines Mannes erkannte. Er lief ſogleich hinaus vor die Thüre

und kam mit dem freudigen Rufe in die Stube zurück: „Der Vater kommt!“

Diese Nachricht wirkte höchst belebend auf die ganze Familie ein. Die vier Kinder eilten dem Ankommenden entgegen, und Eva strengte sich wiederholt an, eine sitzende Stellung einzunehmen und ihren Gatten möglichst heiter zu empfangen.

Teller trat ein. In seinem Gesichte war nichts Erfreuliches zu lesen; Niedergeschlagenheit und Kummer stand in jedem Zuge seines Antlitzes geschrieben. Auch die sich liebreich an ihn schmiegenden Kinder, die ihn sonst immer zu erheitern wußten, konnten seinen Unmuth nicht verscheuchen. Eva bemerkte sogleich seine schwerbedrückte Stimmung und sprach: „Ach, Steffen, der Tag war wohl für Dich und uns kein glücklicher!“

Teller antwortete seufzend: „O, wir werden ein trauriges Ostern feiern! — Ich wollt's ja allein so gern ertragen, aber daß ich Dich, Eva, und daß ich Euch, meine Kinder, so im Elend sehen soll, das ist mir der schrecklichste Schmerz! — Und ich habe Euch doch so gern ernährt, für Euch so gern gearbeitet; — nun ist Alles aus, — wir sind an den Bettelstab gebracht!“

„Steffen,“ versetzte Eva mit großer Erregung, „Steffen, wo ist Dein Glaube, Dein Gottvertrauen? — Hast Du uns nicht alle Tage auf den himmlischen Vater bauen lehren, der in der höchsten Noth uns am nächsten ist?“

„Wohl wahr!“ sprach Teller etwas beruhigt, indem er hinzufügte: „Der Gedanke an Gott und seine Hülfe ist auch nur noch der einzige Anker, an den wir uns anklammern können; denn der Menschen Herzen werden täglich härter, und in ihnen regt sich keine Barmherzigkeit mehr für die Armen. — Wie treu bin ich unserm Herrn Ahlhardt in der Arbeit gewesen, und wie schlimm ist mir's bei ihm ergangen! — Als ich heute ausgefahren war und den Herrn um mein Wochenlohn bat, erklärte er mir, daß ich ja Alles schon vorausgenommen hätte und darum keinen Heller zu bekommen habe. Zum Schluß gab er mir noch zu verstehen, daß seine Grube gar keine Ausbeute mehr gäbe, und ich nach Ostern zu

ihm nicht wieder in Arbeit kommen möchte. Nun stehe ich hier, ein geschlagener Mann, ohne Verdienst, ohne Brod!“ —

Eva wurde von der Mittheilung Teller's tief erschüttert, daher sie eine kurze Zeit mit gesenktem Haupte sich einem stummen Grübeln hingab, dann aber faßte sie ihre schwache Kraft zusammen und rief: „Gott lebt ja noch, lieber Mann, darum laß uns nicht verzagen! Mir ist's, als wenn ich auf einmal mehr Muth und Kraft besäße. Die Stärkung muß mir vom Himmel gekommen sein und ich glaube fest, daß uns Gott nicht verlassen wird! — Du gehörst ja zu den besten Arbeitern in der Umgegend, bist überall gern gesehen, wirst auch wieder Arbeit finden und dann sagen, daß der Himmel die Treue des Frommen lohnt, daß wir nicht versucht werden über unser Vermögen!“

Teller hörte die Worte seiner kranken, aber geistig starken Gattin bewundernd an, kniete zu ihr an das dürftige Lager hin, ergriff ihre abgemagerten Hände und sprach: „Eva, Herzensweib, bleibe Du mir nur; Du bist mein guter Engel, Du richtest mich auf in der Trübsal und beschämst mich in meiner Kleinmüthigkeit! — Ja, ich will, gleich Dir, mit Ergebung der Zukunft entgegensehen und morgen früh schon ausgehen, um neuen Erwerb zu suchen; ich will . . . . .“

„Ein Stückel Brod, Vater!“ unterbrach die kleine vierjährige Tochter.

„Rosel,“ begütigte die Mutter sanft, „Rosel, geduld Dich doch noch; erst morgen sollen wir Brod bekommen!“

Diese Vertröstung fruchtete aber bei dem hungernden Kinde nicht mehr, denn die Natur verlangte ihr Recht. Unter Thränen sprach Rosel nochmals in herzbrechendem Tone ihre Bitte aus: „Nur ein klein Stückel, Vater, mich hungert gar zu sehr; wir haben heut' noch nichts gegessen!“ — Die zwei älteren Kinder saßen im Winkel und weinten still; das jüngste war den Tag über noch nothdürftig gesättiget worden.

Wie aus einem Traume erwachend, fuhr Teller nach den Worten der Rosel empor und sprach: „Halt,

lieben Kinder, etwas hab' ich doch für Euch! — Als ich heute Herrn Ahlhardt unter Thränen verließ und über den Hof ging, da begegnete mir seine Magd, die im Begriffe ſtand, den großen Hund, den Sultan, zu füttern und zwei große Stücke Brod in der Hand trug. Ich ſagte ihr Lebewohl auf lange Zeit; dies wunderte ſie und ſie fragte mich, warum ich nicht wieder kommen wollte. Als ich ihr nun Alles ehrlich erzählte, da erwachte in ihr das Mitleid und ſie gab mir den größten Theil von dem Brode, das für den fetten Sultan beſtimmt war. Ich hab's dankbar angenommen; dort ſteckt's in meinem alten Wamms!" — Teller ergriff ſein Kleid, zog das Brod aus der Taſche, gab jedem ein Stück und ſchickte ſich an, ſeinen Lieblingen ſogleich eine warme Brodſuppe zu bereiten.

Nach kurzer Zeit ſaßen die Kinder an der dampfenden Schüſſel, aus welcher ſie die einfache Speiſe mit wahrem Heißhunger zu ſich nahmen. Die Suppe wurde dankbarer und erfreuter eingenommen, als das köſtlichſte Mahl auf der reichbeſetzten Tafel vornehmer Leute.

Gleich nach dem Eſſen legten ſich die Kinder erquickt und heiter auf ihre harten Strohkiſſen, zogen die zum Theil zerriſſenen Decken über ſich weg und ſchliefen bald ein. Da die heißgeliebten Kleinen nun vom Hunger nicht mehr gequält waren, ſo ſchlugen auch die Herzen der Aeltern ruhiger. Teller ließ ſich neben Weib und Kindern nieder, ſchlief aber ſpät erſt ein, weil ihn die Sorge um die Zukunft wiederholt und in ärgerem Grade ergriff. Um Mitternacht kam ihm Ruhe. Dieſe wurde jedoch durch allerlei Träume geſchmälert, die ihm bald das frühere Glück ſeines Lebens, bald die ungeheure Noth in ſeiner gegenwärtigen Lage, bald auch einen Zuſtand des Reichthumes und Ueberfluſſes vor die Seele führten. Ein Traumbild haftete, die andern trüben Bilder verjagend, am feſteſten in ihm. Es war ihm nämlich, als habe er ſein ſonntägiges Häuergewand an, und als trage er auf ſeiner Schulter eine große, reiche Silberſtufe, die im Scheine ſeines flackernden Grubenlichtes köſtlich flimmerte. — Während er ſo träumte, vernahm er ferne Glockentöne, durch welche er wach ge-

rufen wurde. Teller richtete sich auf, sah Weib und Kind im sanften Schlummer liegen, glaubte deutlich das Morgengeläute von Wiesenthal her zu hören und lispelte leise: „Ostermorgen! — der Herr ist erstanden!“ — Sein Traum von der schönen Silberstufe umgaukelte ihn noch, als er mit wehmüthigem Schmerze des Osterfestes dachte, an welchem er das erste Mal in seinem Leben für sich und die Seinigen keinen Bissen Brodes besaß.

Die Töne der Glocken hallten, vom Winde getragen, immer lauter in seine Ohren. Unruhe peinigte ihn; er mußte hinaus. Schnell war der geflickte und erdfahl gewordene Grubenkittel umgeworfen, schnell und ohne Lärmen die Thüre geöffnet, und draußen stand nun der arme Häuer, nicht wissend, was er eigentlich vornehmen wollte. Hier und da sah er Lichter blinken, getragen von glücklicheren Leuten, die sorgenloser denn er zum Gotteshause pilgerten. Es war noch Nacht; die Sterne funkelten am Himmel.

Teller schritt vorwärts, schritt den wandelnden Lichtern nach, fühlte sich leichter in der frischen Luft des Ostermorgens, kam unvermerkt bis an die erleuchtete Kirche von Wiesenthal und stand an ihrer Pforte still, um den Tönen des feierlichen Gesanges zu lauschen. In die Kirche hinein wagte er sich nicht, weil er ein schlechtes Kleid trug und dieses nach seiner Meinung nicht in die vom Lichtglanze umstrahlte Versammlung der frommen Christenschaar paßte. Er lehnte sich an die Thürsäule, fühlte sich zu innigster Andacht erhoben, faltete die Hände und betete halblaut: „Du, Gott und Vater, nimm Dich meiner an! Wende die Trübsal von mir; laß meine Eva genesen und zeige mir einen Weg, mich und die Meinigen vom Hungertode zu erretten. In Jesu Namen bitte ich Dich, Herr, hilf mir gnädig aus meinem Elende!“

Kaum hatte der fromme Teller sein Amen gesprochen, da brauste aus der Kirche heraus durch die geöffnete Thür das Halleluja:

Der Herr ist erstanden!
Halleluja!

Heiliger Schauer durchbebte das Herz des einsam stehenden Häuers und im andächtigen Lauschen vergingen ihm auf Augenblicke die quälenden Sorgen. Da legte sich eine Hand sanft auf seine Schulter und eine männliche Stimme frug: „Warum allein hier an der Pforte? Willst Du nicht eintreten in das Haus des Herrn?“

Teller erschrak fast. Er wendete sich rasch um und sah vor sich einen gutgekleideten, steinfremden Mann stehen, dem antwortete er: „Ich möchte wohl gern drin sein in dem Gotteshause, aber ich schäme mich, im schlechten Kittel unter die Andächtigen zu treten. Noch vor'm Jahre war's anders, da hatte ich mein Festkleid noch; nun habe ich's versetzt für's kranke Weib und für die hungernden Kinder!“ —

Der Fremde schien an Teller's Geschick lebhaften Antheil zu nehmen und erkundigte sich angelegentlich nach seinen Verhältnissen. Der Häuer erzählte offen und ehrlich seinen ganzen Lebenslauf und schloß mit den Worten: „Seht, lieber Herr, so ist's mir ergangen! Meine Schuld war es nicht, daß ich so herabkam; ich habe treu gearbeitet und nichts verbrochen, drum denke ich auch, daß Gott sich meiner in Gnaden erbarmen wird!“

„Brav so,“ sprach der Fremde, „bleibe nur bei Deinem Glauben, Freund, und halte Dich rechtschaffen, dann wirst Du wieder gute Tage sehen! — Krankheiten sind zu heilen, Trübsal trifft die meisten Menschen einmal im Leben, und Hunger und Durst lassen sich bald stillen, aber Sünde macht elend, und ihre Folgen sind am schwersten zu ertragen. — Doch, damit Ihr daheim ein freundlicheres Ostern feiern könnt, so nimm dieses da und kaufe Speise für Deine Familie und Arzenei für Dein krankes Weib!“

Der Fremde hatte, indem er diese Worte sagte, einen Beutel hervorgezogen und dem Häuer ein schweres Goldstück in die Hand gedrückt. Teller war überglücklich. Er küßte dem Geber die Hand und fand nicht Worte genug, die Gefühle seines wärmsten Dankes zu erkennen zu geben.

„Hast nicht zu danken!“ rief der freundliche Mann abwehrend, setzte jedoch hinzu: „Wende die Gabe nur

recht an; sie wird Dir Zinsen tragen. Kaufe sparsam ein, und wenn Du von dem Gelde etwas übrig behältst, so nimm den Rest und gehe damit zu Deinem Grubenherrn Ahlhard; er haßt seine Grube und giebt sie Dir gewiß um ein Spottgeld hin. Jetzt ist also gerade die rechte Zeit für Dich gekommen, darum beeile Dich und muthe sobald als möglich die aufläſſige Grube!"

Der Häuer glaubte faſt, daß er gefoppt worden sei; er schaute dem Fremdlinge, der sogleich in die Kirche eintrat und sich unter der Menge verlor, zweifelnd nach und schüttelte bedenklich das Haupt. Als aber im Gotteshause wiederholt das Halleluja ertönte, da fühlte sich Teller innerlich erhoben und begeistert, da steckte er das schwerwiegende Goldstück mit Bedacht in seine Tasche und bereitete sich, dem Himmel für die Hülfe, die ihm so schnell geworden war, zu danken. Er richtete seinen Blick nach dem Altare der Kirche, auf welchem helles Kerzenlicht strahlte. — Doch, o Wunder, was sahen dort seine Augen! Faſt wäre er vor Erschütterung zusammen gesunken. Dicht unter dem Chore schien eine feine, höchst durchsichtige Nebelwolke zu schweben, und in ihr erblickte er sich selbst, wie er leibte und lebte, in neuer stattlicher Häuerkleidung, auf der Schulter eine große Silberstufe tragend. Das Bild stand einige Minuten ganz so da, wie Teller es in seinem letzten Traume gesehen hatte. Der Häuer starrte es, sich selbst vergeſſend, an und richtete die Augen erst dann wieder weg, als die ganze Erscheinung in einen dichteren Nebel verschwamm und bald darauf verschwand. —

„Es muß mir doch etwas Besonderes beschert werden sollen," meinte Teller bei sich, „weil sich mir wahrhaftige Wunder zeigen! — Nun denn: Glück auf!" — Er überblickte wiederholt die andächtige Versammlung in der Kirche, um den merkwürdigen Fremdling noch einmal zu schauen; da er ihn aber nicht herausfinden konnte, so beschloß er, nach Hause zu gehen und auf dem Rückwege zugleich Mehl, Brod, Salz und Fleisch für seine Familie einzukaufen, um den abgemagerten Kindern eine kräftigende Ostermahlzeit zu bereiten.

Als der Häuer zu dem Stadtbäcker kam, seine Ein-

käufe zu machen, blickte der behäbige Bäckermeister den Kauflustigen, nachdem dieser Brod und Mehl gefordert hatte, ziemlich mißtrauisch an und sprach: „Wie steht's, Steffen, kannst Du gleich zahlen? Seit so viel Gruben auflässig geworden sind, will alle Welt bei mir borgen."

„Gott sei Lob, ich kann zahlen," entgegnete Teller und legte ihm das große Goldstück auf den Tisch.

„Ah, Steffen," rief der Bäcker verwundert aus, „solche Füchse hast Du noch? Hab' lange keinen dergleichen in unsrer Gegend angetroffen. Du thatest doch oft so arm, und gleichwohl führest Du Münzen bei Dir, die selten ein Häuer gesehen hat; bist ein rechter Schalk! Verzeihe nur, daß ich vorhin vom Borg sprach."

Teller ließ sich mit dem Bäcker nicht weiter ein; er antwortete ihm vielmehr kurz: „Den Schalk magst Du für Dich behalten; ich kenn' Dich schon! Gieb mir Brod und Mehl, zieh vom Goldstück ab, was Dir gehört, und zahl' heraus, was ich bekomme, dann sind wir fertig!"

Diese kurze Antwort half. Teller kannte den Bäckermeister als einen höchst neugierigen Menschen und hatte nicht Lust, sein Geheimniß sich sogleich abfragen zu lassen, wozu der sprachselige Brodfabrikant sich eben fertig zu machen schien. Dieser blinzelte das Goldstück nochmals mit besonderer Freude an, dann machte er mit Kreide die Rechnung und zahlte darauf dem Steffen eine für ihn sehr bedeutende Summe heraus. Teller hatte ja selbst noch keine solche Münze gesehen, und es ergriff ihn freudiges Erstaunen, als er ihren hohen Werth erkennen lernte. — Mit Brod, Mehl und Geld versehen, verließ er eiligst den Bäcker, besorgte noch die übrigen Einkäufe, bestellte den Arzt zu sich und schritt wohlgemuth seiner Hütte zu. Hier fand er wider Erwarten Alle schlafend. Dies war ihm gerade recht erwünscht, denn er hatte ja nun die Mittel, den Seinen eine große Ueberraschung zu bereiten und bat darum seine Nachbarn, die jenseit des Kreidestriches wohnten, größeren Lärm noch ein Weilchen zu vermeiden, damit ihm seine Osterfreude nicht gestört werde.

Leiſe trippelte Teller auf ſeinem kleinen Miethraume umher, legte die eingekauften Vorräthe auf den Tiſch und ſchürte das Feuer an, um ſeinen Lieblingen ein kräftiges, gut geſchmalztes Oſterſüppchen zu kochen. Die andern Bewohner der Stube, die dem Häuer und deſſen Frau auch in der Noth mit beſonderer Achtung und Liebe entgegen kamen, ſahen das Treiben Teller's nicht ohne Verwundern an, da ihnen ja hinlänglich bekannt war, daß er bisher gleich ihnen litt und mit den ſchmerzlichſten Beſorgniſſen an die Zukunft dachte.

Als Teller die Morgenſuppe auf den Tiſch geſtellt und neben dieſelbe Brod, Salz, Butter und Fleiſch gelegt hatte, blickte er dankend zum Himmel empor, dann wendete er ſich zu den Schlafenden und rief freudig aus: „Glück auf, meine Eva, Glück auf, meine Kinder! Die Oſterſonne lacht ſchon zum Fenſter herein!“

Der heitere Zuruf brachte ſchnell alle Schläfer zum Erwachen. Eva ſchlug zuerſt die Augen auf. Sie fühlte ſich durch eine längere, ungeſtörte Ruhe ſichtbar geſtärkt, richtete ihre Augen nach dem freudeſtrahlenden Antlitz ihres Mannes und nach dem reichbeſetzten Tiſche, fuhr ſich mit der Hand nach der Stirn, als wollte ſie ſich überzeugen, daß ſie nicht träume und ſprach endlich: „Steffen, woher das? Iſt ein Engel über Nacht hier geweſen, um Gottes Hülfe in der höchſten Noth zu bringen?“ —

„Ja wohl,“ meinte Teller, „es iſt Segen vom Himmel, deſſen wir uns erfreuen!“

Die Aeltern konnten nicht weiter reden, da das Frohlocken der erwachten Kinder ſie unterbrach und Thränen des Dankes und der Freude jedes fernere Wort erſtickten. — Betend lag die ganze Familie auf den Knieen. — Nach dem Amen ging es an's Frühſtück. O wie groß war das Glück der Kinder, ſich nun wieder ordentlich ſatt eſſen zu dürfen, und wie trefflich ſchmeckte die Suppe, auf der kleine, ſeit langer Zeit nicht geſehene Fettäuglein ſchwammen! — Doch ganz allein wollte Teller auch nicht den Genuß der Segensgaben Gottes empfinden, darum lud er die zwei Kinder ſeines Nachbars zur Suppe ein, und dieſe hüpften gar ſchnell

über den Kreidestrich, was sie früher oft schon gethan hatten, da sie sich mit den Kleinen Teller's recht wohl vertrugen.

Kaum waren Alle gesättiget, da trat der vom Häuer auf dem Rückwege bestellte Arzt ein, um Eva's Zustand zu untersuchen. Er fand denselben nicht mehr bedenklich, meinte, daß die Gefahr jedenfalls vorüber sei und hielt Arznei gar nicht für nöthig, ordnete aber an, daß die abgemagerte Frau nach und nach stärkende Speisen genießen sollte. Das Mittagsmahl, zu welchem der sparsame Teller jedem Kinde einige dünne Streifchen Fleisch zumaß, wurde ebenfalls mit freudigem Danke gegen Gott angefangen und beendiget. Die arme Familie war überglücklich. — Nach Tische eilten die Kinder hinaus in's Freie, um an dem schönen Ostertage sich durch harmlose Spiele zu erfreuen.

Teller saß mit Eva, die sich etwas gestärkter vom Lager aufgerichtet hatte, allein in der Zimmerabtheilung. Sie schienen wichtige Dinge zu besprechen. Der Häuer hatte nämlich seiner Gattin mitgetheilt, was ihm während des Gottesdienstes vorgekommen war, und es galt nun, die auflässige Grube Ahlhardt's zu muthen, womit sich Frau Teller nicht gern einverstanden erklärte, da der Bergbau, wie sie meinte, einmal keinen Segen geben wolle und das schöne Muthgeld dann gewiß als weggeworfen zu betrachten sein werde. — Nach vielseitiger Erwägung sprach endlich Teller: „Frau, Du hast mir zwar immer treu gerathen und geholfen, doch diesmal kann ich Deiner Ansicht nicht folgen. Hättest Du mit mir an der Kirche gestanden und Alles mit gehört und gesehen, so würdest Du gewiß andern Sinnes sein. Siehe: gestern bei uns Hungersnoth, heute Gottessegen. Denke ich nun an meinen Traum, an den Mann am Gotteshause und an mein Bild unterm Chore im Nebelschleier, wahrlich, da möchte ich gleich heute fort, um den Muthzettel zu kaufen; aber ich will das heilige Osterfest vorüber lassen und dann erst den Weg antreten, den mir, wie ich hoffe, Gott gezeigt hat."

„Du stehst so fest, Mann," antwortete Eva sanft, „drum mag ich Dein Vertrauen auch nicht schwächen;

thue nun das, was Dir das eigne Herz zu thun gebietet!“

Die Sache war abgemacht. Am Tage nach den Osterfeiertagen fand sich der Häuer Teller im Bergamte ein, eröffnete dem Bergmeister sein Vorhaben in Betreff der, von Ahlhardt aufgegebenen Grube, zahlte den sogenannten Muthgroschen, empfing den üblichen Muthzettel und ging als „Zechen- oder Grubenherr“ davon. — Nach seinem Weggange sahen sich die Bergbeamten einander verwundert an und schüttelten die Köpfe. —

In Wiesenthal wurde bald allgemein von Steffen's „sinnlosem“ Unternehmen gesprochen; man glaubte, er habe den Verstand verloren, obgleich er noch eben so verständig sprach, als früher. Die Knappen, welche früher mit ihm arbeiteten, wagten es sogar, den „neuen Grubenherrn, der nur einen einzigen Arbeiter, nämlich sich selbst, hatte,“ zu höhnen und zu verspotten, er aber ließ sich Alles ruhig gefallen und antwortete höchstens: „Laßt mich in Frieden!“

Steffen Teller ließ sich nicht so leicht wankend machen; er vertraute einmal seinem Geschicke und war darum fest entschlossen, den betretenen Weg eifrigst zu verfolgen. Nach Bezahlung des geringen Muthgeldes war ihm immer noch ein leidlicher Rest zum Unterhalte für seine Familie geblieben, daher er in den ersten Wochen nicht ängstlich zu sorgen brauchte. — Er befuhr alle Tage seine Grube und arbeitete in ihr mit unabläßigem Fleiße. Mit unendlicher Mühe war er in dem harten Gestein schon eine bedeutende Strecke vorwärts gedrungen, aber noch kein Körnlein Silbererz zeigte sich. Sein Weib glaubte an ihm, wenn er heimkehrte, eine nach und nach zunehmende Verstimmung zu bemerken, hielt jedoch für besser, ihn nach dem Erfolge seiner Arbeit nicht zu fragen. So verstrich Woche um Woche. Steffen kam täglich grämlicher nach Hause und beobachtete ein trübes Schweigen, in welchem ihn selbst seine lebensfrohe, wiedergenesene Eva nicht zu erheitern vermochte. Die fortgesetzte Anstrengung in der Grube hatte seine Kräfte zu sehr in Anspruch genommen, daher er sehr leidend aussah und wie ein Gemüthskranker

einherschlich. — Dies konnte Eva nicht länger mit ansehen; sie brach endlich das Schweigen.

„Steffen," sagte sie, als der Häuer einst ernster als je heim kam, „Steffen, Du weißt doch, daß Gesundheit unter den Erdengütern mehr gilt, als Gut und Geld; warum willst Du in der Grube Dich denn ganz nieder machen? — Suche doch anderswo Brod, damit wir nicht wieder zu Hungertagen kommen. Diese sind leider nicht mehr fern! Ich habe unser Geld mit der größten Sparsamkeit verwendet, und doch ist's so auf die Neige gegangen, daß wir morgen kaum noch einige Pfennige zu Brod übrig haben werden. — Deine Grube hat einmal keinen Segen mehr; lasse sie auf, lieber Steffen! —"

Der Häuer schien ein Wort der Art längst erwartet zu haben und es war ihm lieb, daß es zuerst aus dem Munde seines theilnehmenden Weibes kam. Er antwortete: „Hab' schon selbst so gedacht, wie Du, Eva! Ich glaubte bisher, es müßte in meiner Grube endlich einmal ein reicher Anbruch kommen; ich arbeitete, wie Du weißt, über meine Kräfte, sann Tag und Nacht nach, scheute keine Gefahr bei der einsamen Arbeit, aber kein Segen ist mir geworden. Alles war Trug, was ich für Wahrheit hielt, und meine schönsten Hoffnungen sind verschwunden, wie das Nebelbild unter dem Chore der Kirche. — Länger in der Grube zu arbeiten, wäre Thorheit von meiner Seite, und ich selbst könnte wohl gar närrisch dabei werden, wofür mich die Leute schon ansehen. Mein Entschluß ist gefaßt: ich arbeite höchstens noch zwei Tage in der unglücklichen Grube, und zeigt sich dann nichts, dann befahre ich sie nie mehr! —"

„Gut so," sprach Eva, „ich will Dir nicht weiter darein reden."

Am nächsten Tage eilte Steffen, ehe der Morgen graute, nach seiner Zeche. In ein Tuch gewickelt trug er ein Stück Brod, das seine ganze Nahrung in der Grube sein sollte. Er stieg hinab in den finstern Schacht, trat im mühsam fortgetriebenen Gange vor Ort und arbeitete einige Stunden lang, ohne sich umzusehen. Als der Hunger sich einstellte, setzte er sich auf das taube Gestein nieder und brach einige Bissen von seinem Brode ab. Um

ihn herum war Todtenstille. Es kam ihm, der tief unten im Schooße der Erde so seelenallein saß, fast ein Grauen an, das er seit Jahren nicht empfunden hatte. Ein Aufblick nach Oben verscheuchte die Furcht. — Plötzlich wurde ein kleines Geräusch zu seinen Füßen hörbar. „Die Steine bröckeln!“ meinte er, blickte aber doch nach der vom Grubenlichte beleuchteten Stelle. Und was sah er? — Eine Maus, die jedenfalls seinem Brode nachgegangen war. — Teller wollte das Thier verscheuchen, besann sich jedoch schnell, sprach vor sich hin: „Bist vielleicht das einzige lebende Wesen neben mir in meiner Grube!“ und warf der Maus einen Bissen Brodes mit den Worten zu: „Der Gerechte erbarmet sich auch des Viehes!“ — Das Mäuslein kroch aus einer Spalte hervor, erfaßte das Brod und eilte hinweg. Der Häuer legte den Rest seiner Mahlzeit bei Seite und überließ sich noch auf kurze Zeit einem stummen Hinbrüten, um dann wieder an die Arbeit zu gehen. Auf einmal drang wieder ein Geräusch zu seinen Ohren. Teller blickte nach der Stelle, woher es kam, und sah abermals das Mäuslein, das eben beschäftigt war, an seinem Tuche zu nagen und ihm einen Theil von dem, auf den Mittag versparten Brode zu entwenden. Diese Kühnheit verdroß den Häuer. Der sonst so gutherzige Mann rief im Aerger: „Willst mir mein letztes Stück Kummerbrod noch holen?“, griff nach seinem Fäustel und warf es mit solcher Gewalt dem fliehenden Thiere nach, daß sich beim Anschlagen des Werkzeuges an den Flötz ein großes Stück Felsen ablöfete. — In demselben Augenblicke verrauchte aber auch schon sein Zorn und er sprach: „Was that ich? Hunger thut ja weh! — Komm wieder, Mäuslein, wir wollen redlich theilen; hab' Dich sicher nicht getroffen und Du bist mit dem Schreck davon gekommen!“

Teller griff nach seinem Grubenlichte, um das in's Dunkle gefallene Fäustel zu suchen. Er leuchtete nach der Stelle, wohinwärts er geworfen hatte, ergriff sein Fäustel, sah zu seiner Beruhigung die Maus nicht in ihrem Blute liegen und wollte eben weiter arbeiten, da fielen seine Augen an den Flötz, von welchem er ein Stück abgesprengt hatte. „Herr Gott,“ rief er, „was ist das?“ —

Er ſtierte die Stelle an wie ein Wahnſinniger; er griff mit der Hand hin, rieb ſich Augen und Stirn und frug ſich ſelbſt: „Bin ich bei Sinnen? Träume ich? Necken mich die Berggeiſter? Iſt's Wahrheit?“ —

Steffen mußte ſich erſt ſammeln. Bei einem Manne, wie er war, fand ſich die ruhige Ueberlegung bald wieder. Es war keine Täuſchung, was er erblickte. An der von ſeinem Fäuſtel getroffenen Stelle zeigte ſich ein reicher Anbruch gediegenen Silbererzes. Seine Freude war ſo groß, daß er ſich ſelbſt kaum faſſen konnte. Er löſte mit ſeinem Gezäh nur einige Stücken des koſtbaren Erzes, die Werths genug hatten, um ſeine Familie einige Wochen anſtändig zu erhalten, nahm die Segensgabe an ſich und fuhr eiligſt aus. Mit beflügelten Schritten eilte er ſeiner Hütte zu, umhalſete Weib und Kinder, hüpfte jauchzend in der Stube umher, ſprang ſelbſt über den Kreidestrich hinüber und zog die Stubengenoſſen in ſeinen Bereich mit hinüber, indem er immer nur ausrief: „O, wie glücklich bin ich! Gott hat mich nicht verlaſſen!“

Eva konnte ihren Mann anfangs gar nicht beruhigen. Mehrmals hatte ſie ſchon ängſtlich gerufen: „Steffen, Gott der Herr behüte Dich, was haſt Du?“ Die erſchrockene Frau fürchtete faſt, daß ihr Gatte den Verſtand verloren habe.

Die Glieder der Familie, ſowie die Nachbarn umſtanden den überfrohen Häuer ebenſo geſpannt, wie beſorgt und Eva bat: „Biſt ja ſonſt ein ſo ruhiger Mann, Steffen! — So komme doch zu Dir und ſage, was es giebt!“

„Was es giebt, meine Eva,“ rief Teller, „was es giebt? Glück giebt's, reinen Gottesſegen!“ — Dabei griff er in die Taſche und legte einige Stücken des mitgebrachten Erzes mit den Worten auf den Tiſch: „Da, ſchaut einmal!“ —

Der alte Freund des Häuers, ein jenſeits ſeines Kreidenſtrichs wohnender Steiger, warf einen einzigen Blick auf die Erzſtufen, ſchlug die Hände erſtaunt zuſammen und ſprach: „Glück auf! Gediegenes Silber!“

„Ja, Bruder,“ jubelte Teller, „gediegenes Silber! Ach, wie ſegnet mich Gott! In meiner Grube ſteht ein reicher Anbruch offen.“

Eva und ihre Kinder, die der beglückte Vater noch öfter wonnetrunken umhalsete, mußten nun doch glauben, daß der Vater nicht im Irrsinn redete, daß kein Wahn ihn störte. — Nach und nach beruhigte sich auch der Häuer und erzählte alle bei seiner Entdeckung vorgekommenen Einzelheiten. Die Nachricht von seinem Funde durchflog die Stadt Wiesenthal in wenigen Minuten. Die Bergbeamten erschienen, um dem Häuer Glück zu wünschen, und die Neider und Spötter zogen sich ärgerlich zurück und — schwiegen.

Am nächsten Tage befuhr Teller mit einigen bisher arbeitlosen Knappen seine Grube, um binnen wenigen Stunden noch manche werthvolle Silberstufe zu Tage zu fördern. Die Ausbeute war sehr reich und konnte doch nur als die erste Gabe des Grubensegens in Teller's Zeche betrachtet werden.

Noch war keine Woche vergangen, da fuhren in dem vorher verachteten Schachte schon viele Knappen an, um die Gänge nach der Anweisung ihres Bergherrn weiter zu treiben und dabei die weitführenden Silberadern zu verfolgen. Die Arbeit war ihnen eine Lust, denn der ehemals so arme Teller lohnte nicht blos gut, sondern er war auch mild und barmherzig gegen alle Nothleidende und wurde von Reich und Arm innig geachtet und geliebt. Obgleich er täglich reicher wurde, so blieb er doch stets bei seiner Einfachheit und Biederkeit; er haßte jede Selbstüberhebung und erklärte, wenn man ihm schmeichelte, in der Regel: „Was ich habe, ist mir Alles durch Gottes Gnade geworden! Ich habe es im Leben vor vielen Tausenden erfahren, daß alles menschliche Thun nichts ist ohne den Segen des Himmels!"

Nach dem Sinne Teller's waltete auch sein Weib im Kreise seiner Kinder. Das elende Stübchen, in welchem sie so schlimme Tage verlebten, wurde bald verlassen und mit einer freundlichen, bequemen Wohnung vertauscht. Später errichtete sich Teller auf einem hochgelegenen Punkte ein eignes Wohngebäude.

Die Kinder des reichen Teller wuchsen kräftig und wohlgeartet empor. Sie wurden alle gut versorgt und blieben ihrer Aeltern schönste Freude, denn sie waren

nach ihren Herzen gerathen und lebten nach ihrem Vorbilde.

Eine lange Zeit war der Grubenherr Teller mit sich darüber zu Rathe gegangen, wie er im Gotteshause zu Oberwiesenthal ein Denkmal errichten könne, um der Nachwelt die wunderbare Wendung seines Geschickes in Erinnerung zu erhalten. Endlich kam er auf eine Idee, die er auch wirklich ausführte. Er ließ nämlich an der Stelle der Kirche, wo einst am Ostermorgen sein Bild im Nebelschleier schwebte, einen Betchor aufrichten, der von einer schön geschnitzten Häuerfigur, die eine Erzstufe auf der Schulter trug, gestützt wurde. Die Figur stellte den Steffen Teller selbst in festlicher Häuerkleidung vor.

Kein Ostermorgen verging, an welchem nicht Teller mit seiner ganzen Familie in der Kirche zu Oberwiesenthal erschien, um im Andenken an seine Vergangenheit, sowie insbesondere an den ihm einst erschienenen Fremdling, dem Gotte der Liebe und Gnade seines Herzens gerührtesten Dank darzubringen. — Viele Jahre waren in Glück und Freude dahingeeilt. Die Tage des hohen Alters rückten auch für Steffen und seine Gattin immer näher. Ihre Haare erglänzten im Silberweiß, ihre Kraft nahm ab und sie fanden ihr Glück nur noch im Wohlthun und im Genusse ihrer Kinder und Enkel.

Ostern kam wieder. Der Bergherr Teller und Eva wankten früh zur Kirche. Auf dem Wege dahin glaubte Teller im flüchtigen Vorüberstreifen denselben Mann zu bemerken, der ihm einst den Weg zu seinem Glücke gezeigt hatte. Eine ungewöhnliche Unruhe befiel ihn, die seiner Frau nicht entging. „Was ist Dir?“ fragte Eva. —

„Es wird vorübergehen; es war mir so eigen!“ antwortete Steffen, dann fügte er hinzu: „Wer weiß, ob wir den Ostermorgen noch einmal auf Erden erleben; wir sind alt und unser Herz schlägt matt! — Nun, wie der Herr will; ich bin bereit!“ —

Das ehrwürdige Paar betrat die Kirche und wohnte in Andacht dem feierlichen Gottesdienste bei. Als dieser fast zu Ende war, erblickte Steffen vor sich abermals sein Bild im feinen Nebelgewande, doch sah er nicht frisch

und kräftig aus, wie ehemals, sondern sein Gesicht war blaß, seine Backen waren eingefallen und seine Augen halb erloschen. Niemand außer ihm bemerkte die Erscheinung, wohl aber erkannte sein Weib die mit ihm vorgehende Veränderung, und selbst seinen Kindern und Enkeln fiel die bleiche Farbe seines Gesichtes auf.

Ernst und gottergeben ging Teller mit seiner Familie nach Hause. Er fühlte sich matt; der Weg ward ihm sauer. Daheim ordnete er schnell alle seine irdischen Angelegenheiten, dann sammelte er die Seinen um sich und sprach: „Ich weiß, daß ich bald sterben werde. Wie viel mir Gott noch Tage schenken wird, ist mir zwar unbekannt, doch lange kann's nicht mehr dauern, dann ruft mich Gott. Meine Erdensorgen sind nun abgethan; ich habe nur noch an das Ewige zu denken. Des Herrn Wille geschehe!" — Hierauf erklärte sich Teller noch näher über seinen letzten Willen, dann richtete er noch Worte der Liebe und des Dankes an sein Weib und freundliche Ermahnungen an die Kinder und Enkel und schloß mit den Worten: „Seht, meine Lieben, nun ist mein Haus bestellt; nun bin ich bereit zur letzten Stunde, und diese kommt vielleicht schnell."

Wider Erwarten schenkte Gott dem frommen Teller noch mehrere Monate zu seinem hohen Alter, welche der Greis zu allerhand guten Werken und insbesondre dazu benutzte, daß er für seine drei Söhne mit einer unerklärlichen Eile drei neue Häuser errichten ließ, welche vor Eintritt des Winters fix und fertig wurden.

Steffen Teller erlebte noch den nächsten Ostermorgen, doch sah er von Minute zur Minute seinem Ende entgegen. Die Glieder seiner Familie umstanden sein Sterbebett. Er schien sich in seiner letzten Stunde vorzüglich mit dem räthselhaften Fremden, der ihm einst das Goldstück gab, zu beschäftigen, ja er bemühte sich sogar, seine Hand aus dem Bett hervorzuziehen und sie ihm zu reichen, indem er mit schwacher Stimme rief: „Dank Dir, der Du mein Glück mir brachtest!" — Zuletzt wendete er sich an sein Weib, sowie an die Kinder und Enkel, nahm von ihnen mit bebenden Lippen Abschied und schlief dann in den Augenblicken sanft ein, in welchen die Kirchenglocken

von Oberwieſenthal läuteten, um die Andächtigen zum Oſtergottesdienſte zu rufen. — Seine Eva folgte ihm bald nach.

Der reiche Bergſegen bei Oberwieſenthal war längſt ausgebeutet, da erinnerte dort immer noch der Mann mit der Silberſtufe unter dem Betchore der Kirche an den edlen Teller und heute noch ſtehen zwiſchen Wieſenthal und Rittersgrün auf rauher, bedeutender Höhe drei Hauptgebäude, die man ſonſt „der Teller Häuſer“ nannte, die jetzt aber kurzweg mit dem Namen „die Tellerhäuſer“ bezeichnet und als diejenigen Wohnungen betrachtet werden, welche urſprünglich von dem reichen Häuer und Bergherrn, Steffen Teller, für deſſen drei Söhne gegründet wurden.

Der Lindwurm in der Gegend des jetzigen Leipzig.

Am Ausfluſſe der Pleiße und Parthe, wo jetzt die berühmte Handelsſtadt Leipzig ſteht, lag vor vielen Jahrhunderten ein Dörflein, von welchem aus ſich nach Oſten hin ein großer Lindenhain zog. In dieſem Haine ſtand eine alte, alte Burg, die einem Könige als Wohnung diente. Der König herrſchte zwar nur über ein kleines Gebiet, aber demohngeachtet gehörte er zu den glücklichſten Regenten ſeiner Zeit, denn er war gut und brav, er hatte eine liebliche, engelgleiche Tochter, ein ſchönes, fruchtreiches Land, und drinnen wohnten ehrliche, brave Unterthanen. Im Glücke ſeiner Umgebung fand der gutmüthige Herrſcher ſein eignes Glück. — Dieſer erfreuliche Zuſtand dauerte freilich nur wenige Jahre, dann kamen Tage des Schreckens und des Jammers. Ein furchtbarer Drache oder Lindwurm zeigte ſich im ſchönen Lande der Linden, nahm ſein Lager in einer ſumpfigen Gegend, zog von da aus in gefräßiger Wuth umher und würgte alles Lebendige nieder, was er in ſeine ungeheuren Krallen bekam. Aus ſeinem Rachen flieg über die Doppelreihen der ſcharfzackigen Zähne glühender Gifthauch, ſeine Augen ſchillerten im gelblichen

Feuer, gewaltige Schuppen umpanzerten ſeinen walzigen, geſchwollenen Leib und ſein furchtbarer, dicker Krokodilenſchwanz ſchlug wie ein rieſiger Schaft von Erz auf die Erde nieder, wenn er den Pfuhl verließ und die auf dem Rücken ſitzenden häutigen Flügel, die mit Stacheln verſehen waren, ausbreitete. Von ſeinem Schnaufen und Brüllen wurde die ganze Umgegend erfüllt.

Der König hatte die Kunde von der Ankunft des ſcheußlichen Lindwurms gehört und ſofort ſeine kräftigſten Männer bewaffnet ausgeſendet, um das Unthier vernichten zu laſſen; aber die tapfern Kämpfer waren leider nicht zurückgekehrt, ſondern dem Ungeheuer zur Beute gefallen. Ihre ſchärfſten Lanzen und Schwerter hatten den Schuppenpanzer des Wurmes nicht einmal zu ritzen vermocht und die ſtählernen Speere und Streitkolben waren zwiſchen den Drachenzähnen wie Rohr zerknickt und zerſplittert worden.

Später zogen noch viele Ritter aus, um das Ungethüm zu vernichten, doch keinem wollte der Streit gelingen; der Tod war Aller Loos. — Das Jammern und Wehklagen im Lande wurde immer herzbrechender, da ſo viele Menſchen vom Lindwurme ſchon gefreſſen und durch ihn die Rinder- und Schafheerden der Einwohner bedeutend kleiner geworden waren.

Der ehemals ſo glückliche König ging ſchwermüthig umher und ſann vergebens auf Rettung für ſein armes, unglückliches Land. Die Sorge um ſeine lieben Unterthanen hatte ihm binnen wenigen Wochen das Haar gebleicht. — Einſt ſaß er ernſt und grämlich in ſeinem Schloſſe, da erſchienen einzelne Bewohner aus dem nahen Dorfe des Lindenhaines und erzählten, daß das Ungeheuer immer näher komme und zuletzt noch alles Lebendige auffreſſen werde, wenn nicht bald Hülfe erſcheine.

„'s iſt furchtbar," ſprach der König, „und doch weiß ich kein Mittel, das helfen könnte. Eine Anzahl meiner beſten Männer hat ſich dem Drachen ſchon geopfert; — kein Ritter wagt es mehr, dem ſichern Tode in den Rachen zu laufen. — Vielleicht hilft uns der Himmel, da Menſchhülfe nicht möglich iſt. — Um Eure Heerden im Dorfe zu ſchonen, ſuchet das Unthier von Euren Häuſern abzu-

halten. Dies wird geſchehen, wenn Ihr alle Tage einige Schafe hinaustreibt, damit das gefräßige Ungeheuer ſich an ihnen ſättige!“

Die Dorfbewohner gingen und thaten täglich, wie der König geſagt hatte. Nach wenigen Wochen kamen ſie aber wieder und riefen wehklagend: „Herr König, was fangen wir nun an? Wir haben alle unſre Schafe hinausgetrieben, und der wüthende Drache rückt unſerm Dorfe immer näher!“

Der König ſeufzte tief bei der Klage ſeiner armen Unterthanen und rieth, täglich ein Pferd oder ein Rind hinauszujagen, um den Lindwurm zurückzuhalten und ſeiner Gefräßigkeit nicht Alles auf ein Mal preis zu geben.“

Einen beſſern Rath konnte man leider nicht finden, und darum thaten die furchtgequälten Leute alſo. Die Friſt, welche ſie ſich dadurch erkauften, war freilich eine ſehr kurze, denn in wenigen Wochen waren alle Ställe im Dorfe des Lindenhaines geleert, und der häßliche Wurm brüllte und ſchnaufte ärger als je nach Blut und Fleiſch.

Von Entſetzen ergriffen ſtürzten die Bewohner des Dorfes nach der Burg des Königs und ſchrieen um Rath und Hülfe. Der milde Herrſcher ſaß wie vernichtet auf ſeinem Stuhle; er vermochte kaum ſein ſorgenſchweres Haupt empor zu heben. Nach langem Sinnen erhob er ſich endlich und ſprach: „Alle unſre Thiere haben wir dem Drachen geopfert; nun wird er kommen und nach unſerm Blute lechzen. Unſre Lage iſt zwar fürchterlich, aber wir dürfen die letzte Hoffnung nicht verlieren. Hört darum, Ihr Kinder des Landes, meinen Rath! — Da nun einmal Menſchen dem Ungeheuer zum Opfer fallen müſſen, ſo wollen wir Alle, Hoch und Niedrig, Groß und Klein, unter uns durch das Loos entſcheiden laſſen, wer von uns dem Unthiere zuerſt übergeben werden ſoll. Ich, Euer König und Herr, mag dabei nicht ausgeſchloſſen ſein und ſelbſt mein heißgeliebtes Kind, meine Tochter Ankomarinda, ſoll mit looſen; denn alſo erfordert es meine Liebe zu allen meinen Unterthanen.“

Viele weiße Looſe wurden gefertiget und unter dieſelben miſchte man ein einziges ſchwarzes. Wer dieſes letztere

zog, verfiel dem schrecklichen Tode. — Man warf die Loose in eine tiefe Urne, rüttelte sie und stellte sie auf einem erhöhten Platze auf, welchen die von dem Könige nach der Burg entbotenen Unterthanen in Menge umstanden.

„Mein Leben gehört meinem Volke!“ rief der König seinen Landeskindern zu und bemerkte dabei: „Es ist darum auch meine Pflicht, daß ich zuerst den Griff in die Urne wage.“ — Er stieg darauf nach dem erhöhten Platze, nahete sich der Urne, griff hinein und zog ein — weißes Loos heraus. — Als er das Loos dem Volke zeigte, jubelte dieses und von allen Seiten erscholl der Ruf: „Heil unserm theuren König! Heil!“

Im Gesicht des Regenten war aber kein heitrer Zug zu lesen; er war vielmehr wehmüthiger ergriffen, als vorher, und wendete sich mit den Worten zu seinen Unterthanen: „Nun ist die Reihe des Loosens an meinem lieben Kinde!“

Auf einen Wink ihres Vaters nahete sich Ankomarinda der Urne. Ihre Hände zitterten; sie erblaßte. „Ach, Vater,“ sprach sie, „eine furchtbare Ahnung erfüllt mein Herz, — wehe mir! — ich sehe es kommen, daß ich — das schwarze Todesloos ergreife!“ —

Die herrliche Jungfrau griff in die Urne, zog drauf sogleich die geschlossene Hand mit einem Loose heraus und öffnete bebend die schöne Hand. In demselben Augenblicke sank sie aber auch, wie vom Blitz getroffen, zusammen und stieß einen fürchterlichen Schrei aus, der sich sofort mit dem Wehklagen des Volkes mischte. Das Loos entglitt dabei ihren Händen, — es war das schwarze, das Todesloos.

Der König lag wie zerschmettert auf den Knieen, während alle Umstehenden jammerten. Später erhob er sich und schwankte wie ein zitternder Greis nach seiner Burg, wohin man auch seine ohnmächtige Tochter brachte. Diese kam bald wieder zur Besinnung. Sie fühlte sich von einem außerordentlichen Muthe beseelt und bemühte sich sogar, durch eine gewisse Todesfreudigkeit ihren Vater aus seinem stumpfsinnigen Hinbrüten herauszureißen.

Am andern Tage sollte Ankomarinda ihren Todesweg antreten. Man schmückte die holde Jungfrau wie

eine liebliche Braut und brachte ſie dann zu ihrem Vater, damit ſie von ihm Abſchied nehmen ſollte. Das Volk ſtand verſammelt vor der Burg. Als nun die Königstochter in wehmüthigem Ernſte an der Seite ihres gebeugten Vaters aus der Burg trat, da ließ ſich im Volke ein allgemeines Schluchzen vernehmen, das ſehr bald in laute Jammertöne und herzzerreißendes Wehklagen überging. — An der Schwelle ihres heimathlichen Hauſes umhalſete Ankomarinda ihren Vater nochmals; doch kaum hatte ſie ihm den Abſchiedskuß gegeben, da regte ſich im Könige die höchſte Macht der Vaterliebe. Er riß mit dem Muthe der Verzweiflung ſein Schwert aus der Scheide, umfaßte den Leib ſeiner theuern Tochter und rief: „Nicht allein ſollſt Du gehen, mein Kind; ich will Dich begleiten, will für Dich kämpfen und, wenn es ſo beſchloſſen ſein ſollte, auch mit Dir ſterben!“

Während der König dies ſprach, zeigten ſich auf der Straße, welche den Lindenhain durchſchnitt, gewaltige Staubwolken. Schon glaubten die Unterthanen, der Lindwurm wälze ſich einher und treibe die flüchtigen Bewohner vor ſich hin, da lüfteten ſich die Staubwolken und ein gepanzerter Reiter wurde ſichtbar. Derſelbe kam bald näher. Sein Helm und ſein ſilberbeſternter Harniſch blitzte im Sonnenlichte ſo hell, daß die Augen den Glanz kaum ertragen konnten. Er trug einen braunen Waffenrock, eine hellgrüne Feldbinde und ſaß in einem köſtlichen Sattel, unter welchem eine herrliche, mit Gold geſtickte Decke lag. Bald hatte der Ritter die Stelle erreicht, wo der König mit ſeinem Kinde ſtand. Mit funkelnden Augen, aus welchen der unbändigſte Muth herausleuchtete, zugleich aber auch mit dem Gefühle der Ehrerbietung begrüßte er den Regenten und ſeine Tochter, indem er ſprach: „Heil Euch, Herr König, und Heil dieſer holden Jungfrau! — Ich komme aus dem fernen Morgenlande; ich heiße Georg und erſcheine vor Euch, um Euch meine Dienſte anzubieten, im Fall Ihr der ritterlichen Hülfe bedürfen ſolltet. Vieler Augen ſehe ich hier in Thränen. — bedroht Euch etwa ein mächtiger Feind?“ —

„Der ſchrecklichſte der Feinde,“ antwortete der König dem gepanzerten Reiter, — „ein Lindwurm vernichtet

alles Lebendige in meinem Lande, und eben hat sich mein süßes Kind, meine Tochter hier, dem scheußlichen Tode geweiht. Allein soll sie aber nicht den furchtbaren Weg gehen; ich will sie begleiten und für sie bis auf den letzten Blutstropfen kämpfen!"

„O König," versetzte der Ritter Georg, „Euer und Eurer Tochter Leben gehört dem Lande, das Ihr regiert; darum schont Euch und Euer liebliches Kind und laßt mich hinaus ziehen zum Kampfe mit dem häßlichen Unthiere!"

„Ihr seid vom Himmel gesandt," rief freundlich der Herrscher, „Euch wird der Himmel auch schützen!"

Der Ritter verneigte sich darauf, ließ sich die Gegend bezeichnen, wo der Lindwurm hauste, schwang die erzene Lanze über seinem Helmbusche, wendete sein schnaubendes Roß und ritt hinaus nach dem Pfuhle, nach welchem sich das Ungeheuer, wenn es sich gesättiget hatte, stets zurückzog. Einige beherzte Landeseinwohner folgten ihm in der Ferne noch, um den Kampf zu beobachten.

Georg hatte sich dem Lager des Lindwurms noch nicht genähert, da brüllte und schnaubte dieser ihm schon in den schrecklichsten Tönen entgegen. Er kam gleich einer geharnischten Schaar rasselnd und mit weit aufgerissenen Rachen herbeigestürzt, zischte mit der gespaltenen Zunge, schlug mit den Stachelflügeln in gieriger Wuth den schuppigen Bauch, schwang mit dem geschlängelten Schwanze einen Reif in der Luft, schlug mit dem riesigen Schweife schmetternd auf die Erde nieder und raste schäumend und giftsprühend auf Ritter Georg los. — Doch Georg wich zu vielen Malen behend und klug auf die Seite, bis es ihm gelang, dem Wurme die Lanze tief in die Lende zu bohren. Ein mächtiger Blutstrom schoß aus der Wunde hervor*). — Der Drache brüllte und schnaufte so wüthend, daß es dem Georg grauete. Durch schnelle Wendungen auf dem treuen Rosse wußte er dem Bäumen und Schnap-

*) Diese erste Verwundung soll in der Nähe der jetzigen Thomaskirche erfolgt sein. Auf dem Thomaskirchhofe wurde bis in die neueste Zeit ein Haus, über dessen Thüre der Kampf mit dem Drachen abgebildet war, gezeigt und dieses Haus läßt die Sage auf dem Orte stehen, wo der erste Angriff statt fand.

ren des Ungeheuers zu entgehen, und dieſes wälzte ſich nach dem Dörflein im Lindenhaine zu, während der Ritter ihm immer wieder eine neue Wunde beizubringen ſuchte. — Plötzlich wollte Georg's Roß, das ſchon in vielen heißen Kämpfen ausgedauert hatte, nicht mehr vorwärts; es wich mehr und mehr zurück und achtete nicht auf die Winke ſeines Herrn. Dieſer ſtutzte, betrachtete ſein gutes Thier und bemerkte mit Schrecken, daß es im heftigen Andrängen und Weichen ein Hufeiſen verloren, am Fuße ſelbſt aber ſich eine ſtark blutende Wunde geſchlagen hatte*).

Hielt das edle Roß im Kampfe nicht aus, dann mußte der Ritter Alles für verloren geben. Er ließ darum dem guten Thiere, daß ſonſt ſeinem Reiter ſtets zu Willen war, einen Augenblick Ruhe; er ſtreichelte es ſanft; er redete mit ihm und ſprach: „Rößlein, Du lieber Gefährte in Kampf und Sieg, acht' nicht den Schmerz, nimm Deine ganze Kraft noch einmal zuſammen, ſonſt iſt's um uns Beide geſchehen!" — Das edle Thier ſchien jedes Wort in der Zuſprache ſeines Herrn zu verſtehen; es wieherte muthig und bäumte ſich hoch empor, als eben der Lindwurm ſich umwendete und in gräßlichen Windungen dem Ritter Georg entgegen kam. Das Ungeheuer geberdete ſich neunmal fürchterlicher, als vorher. Sein Hauch war mehr einem Dampfe, von Feuerzungen durchzuckt, zu vergleichen, ſeine Schuppen raſſelten wie Schwerter im Kampfe, und ſein dicker Leib ſchwoll in gleichem Verhältniſſe an, wie ſein brüllend gähnender Rachen ſich erweiterte.

Georg gab bei der Annäherung des Lindwurmes ſeinem Roſſe die Sporen, ſprengte ſchnell zur Seite des wild ſchnaufenden Feindes, neigte ſich und bohrte ſein großes, ſpitzes Schwert tief ein in das Gekröſe des Unthiers, ſchlitzte ihm die Weichen weit auf und ſah eben den furchtbaren Rachen ſich ſchließen, als er ſich und ſein Roß von dem ſchuppigen Schwanze umwunden und von der Schwere deſſelben niedergezogen fühlte. Dies geſchah

*) Nach der Sage geſchah dies in der Gegend, in welcher ſich jetzt die Ritterſtraße befindet, die vom Ritter Georg ihren Namen haben ſoll.

aber glücklicherweise nur im krampfhaften Verenden des schrecklichen Wurmes, denn dieser schnappte und zuckte nur noch einige Male, dann schlossen sich auch seine giftgeschwollenen Augen und er war todt.*)

Georg kniete nieder und dankte den himmlischen Mächten für den schwer errungenen Sieg.

Der König hatte mit den Seinen dem Kampf von der Burg aus zum Theil beobachten können. Seine Unterthanen brachten ihm die Kunde von der Vertilgung des Ungeheuers und lauter Jubel ertönte im ganzen Lindenhaine. — Im Triumphzuge rückten der König, Ankomarinda und Viele aus dem Volke dem kühnen Streiter entgegen; im Triumphe geleiteten sie ihn und sein Roß nach der Burg, wo das Jauchzen und Frohlocken kein Ende nehmen wollte.

Der König war überglücklich. Er schmückte den Ritter Georg mit allen ihm zu Gebote stehenden Ehrenzeichen und erhob sich dann im Angesichte seines Volkes, also zu Georg sprechend: „Herr Ritter, Ihr habt das Größte gethan, was männliche Kraft nur zu thun vermag und Euer Ruhm wird ewig währen, nun gebietet mir das wärmste Gefühl der Hochachtung und Dankbarkeit, Euch zu fragen, was ich Euch zum Lohne geben darf. Alles, was ich besitze, will ich gern mit Euch theilen, drum sprecht nur gütig aus, womit ich Euch erfreuen kann!“

Georg lächelte und entgegnete: „Um des Lohnes willen, Herr, hab' ich mein Leben nicht gewagt; ich that es, weil es Ritterpflicht gebot! — Doch, wollt Ihr etwas für mich thun, so bitte ich Euch, laßt meinem guten, lieben Rosse das verwundete Bein verbinden und ihm ein neues Eisen geben, damit ich dann meine Straße weiter ziehen kann. Ihr aber mögt mit Eurer holden Ankomarinda und mit Eurem Volke lange noch in Glück und Frieden leben!“

---

*) Ueber der Thür des Georgenhauses zu Leipzig befindet sich der Kampf mit dem Drachen in Stein gehauen. Wo dieses Haus steht, soll der Drache den Tod gefunden haben. Auch die Benennung „Georgenhaus“ läßt die Sage als eine Erinnerung an Ritter Georg gelten.

Auf einen Wink des Königs erſchien ein Schmied, welcher die Wunde des Roſſes mit Balſam tränkte, den Fuß ſorgſam verband und drauf das verloren gegangene Hufeiſen durch ein neues erſetzte. — Als dies geſchehen war, drückte der Ritter dem Könige und ſeiner Tochter die Hand zum Abſchiede und er beſtieg, ſo dringend man ihn auch zu bleiben bat, ſein Roß. Noch einmal winkte er dem Landesherrn und ſeinem lieblichen Kinde freundlich zu, dann ritt er unter dem Zujauchzen des Volkes davon, um ſich nach dem Muldenthale zu wenden.

Die Kunde von Georg's herrlicher Ritterthat durchlief alle deutſche Gauen und verbreitete ſich mit Windesſchnelle von Mund zu Mund. Auch der König im Lindenhaine ſorgte dafür, daß der wunderbare Sieg, den Georg über den Lindwurm errang, auf ſeinem Gebiete in ſtetem Andenken bleibe und dies geſchah auf folgende Weiſe: Es waren nämlich die Unterthanen zu Hunderten nach dem Orte gezogen, wo der häßliche Wurm ſich verblutet hatte, theils um dieſes Unthier ſelbſt zu ſehen, theils um die Stellen des heftigſten Kampfes genauer zu betrachten. Dabei hatte ein Bewohner des Dörfleins unter einer großen Linde das Eiſen gefunden, das im wilden Streite dem Hufe des Ritterpferdes entfallen war. Das Hufeiſen wurde dem König überbracht. Dieſer ſprach: „Seinesgleichen haben wir nicht mehr im Lande!“ — Er befahl darauf ſeinem Schmied, ſogleich mit Nägeln und Hammer nach der merkwürdigen Linde hinauszugehen und an ihrem Stamme unter einer Blende das Hufeiſen zu befeſtigen. Und es geſchah, was der Herr des Landes geboten hatte. Das merkwürdige Hufeiſen blieb ein Wahrzeichen auf ewige Zeiten.

Der König verlebte mit Kind und Volk noch viele frohe Jahre. Das alte Glück zog wieder im Lande ein und im Genuſſe deſſelben wurde das ertragene ſchwere Leid gar bald vergeſſen. — Als alle Zeugen der Ritterthat Georg's längſt in ihrem Grabe vermodert waren, da lichtete ſich nach und nach der ſchöne Lindenhain; das Dörflein darinnen vergrößerte ſich durch Handel und Wandel und wurde im Laufe der Zeiten zuletzt eine große Stadt, die man einſt oft „die Lindenſtadt“ hieß und die

jetzt unter dem Namen Leipzig in allen Gegenden auf Erden mit Ehren genannt wird. — Als die Stadt immer mehr empor kam, mußte auch die alte Ande mit dem Hufeisen fallen, weil man eine Kirche bauen wollte, und als diese fertig war, wurde das Eisen auf der Morgenseite des neuen Gotteshauses in einer Nische unter einem Gitter festgemacht, wo es bis auf den heutigen Tag verblieben ist. — Die Kirche weihte man dem heiligen Nikolaus. Sie wird, als die Nikolaikirche Leipzig's, theils von der Ritter-, theils von der Nicolaistraße berührt. —

An den heiligen Ritter Georg knüpfen sich viele Legenden. Nach seinem Namen sind Inseln, Städte und Flüsse benannt worden. Er soll ein cappadocischer Prinz gewesen sein und, nach der Sage, durch Tödtung eines Lindwurms bei der Stadt Silea in Libien eine Königstochter vom Tode errettet haben. Außer der Stadt Leipzig eignen sich noch viele andre Städte das Mährchen vom Kampfe Georg's mit dem Drachen zu. Die Sage nimmt an, daß Ritter Georg, nachdem er die Burg im Lindenhaine verlassen hatte, nach dem Dorfe Staupitz (zwischen Leisnig und Döbeln) geritten sei und sich dann in Steinau bei Hartha aufgehalten habe. — In Steinau — so berichtet die Sage weiter — wurde Georg einst von Feinden überfallen und bis auf den Spitzstein verfolgt. Hier sah er gar keinen Ausweg mehr, mit seinem Rosse davon zu kommen, da vor ihm ein Abgrund lag, der in das Muldenthal hinunterführte. — Was that der Ritter? Er gelobte, wenn er aus der argen Bedrängniß gerettet würde, eine Kirche zu bauen, gab dem Rosse die Sporen, ließ im Absprunge ein Stück Papier fortfliegen, setzte hinab nach dem Muldenthale und kam in demselben glücklich an. Das Papier, welches der Wind fortgetragen hatte, wurde in der Gegend von Leisnig aufgefunden. An dem Orte, wo es lag, baute Georg eine Kirche und dort entstand später das Dorf Rauenhain. In der Kirche allda wurde in alter Zeit das Bildniß Georg's aufgehangen und dies war jedenfalls die Veranlassung zur Fortführung der Sage bis in jene Gegend.

In den meiſten Gegenden, wo die Sage vom Lindwurme oder Drachen Boden gewonnen hat, wird auch des Ritters Georg gedacht. Selbſt der moskowitiſche Zaar führt den heiligen Georg, wie er den Lindwurm erſticht, im Herzſchilde als Wappen.

Da man unter dem häßlichen Lindwurme ſinnbildlich nicht ſelten die grauſamen Sarazenen verſtand, ſo lag es ſehr nahe, daß man ſich allegoriſch unter der geretteten Prinzeſſin die von den Türken bedrohte Chriſtenheit vorſtellte, — und gleichwohl erzählt die Legende, daß der vermeintliche Bekämpfer der Sarazenen, der Ritter Georg, ſchon in der Chriſtenverfolgung durch Diocletian als Märtyrer ſeinen Tod gefunden habe, daß er 303 enthauptet worden ſei.

In den **allerälteſten Zeiten** fabelte man faſt in allen Theilen der Erde von einem Drachen, deſſen Geſtalt man nicht ſchrecklich genug ſchildern konnte und deſſen Länge oft zwiſchen 20 und 70 Ellen angegeben wurde. Seinen furchtbaren, beſchuppten Leib, oft mit einer Mähne verſehen, ſtellte ſich die abergläubiſche Vorzeit wie ein ſchlangenähnliches Ungeheuer ohne Füße vor, das ausgezeichnete Sinneswerkzeuge, beſonders ein ſehr ſcharfes Geſicht beſaß, und ſo ſtark war, daß es mit leichter Mühe einen Elephanten erwürgen konnte. Sonderbar genug hielt man es auch für möglich, das Unthier einzufangen und zu zähmen. — Jedenfalls gaben zu den ſich häufig ganz widerſprechenden Erzählungen von dem Drachen die Mittheilungen über die rieſige Abgottsſchlange, die bei der frühern Unkenntniß in der Naturgeſchichte höchſt irrig und übertrieben waren, Veranlaſſung.

Der Drache, den ſich die menſchliche Einbildungskraft im **Mittelalter** ſchuf, iſt von dem vorſtehend geſchilderten Ungeheuer ſehr verſchieden. Man ſtellte ihn gar mit vier Löwenfüßen, mit einem furchtbaren Rachen, aus welchem Flammen ſchoſſen, mit einem dicken, beſchuppten Leibe und mit einem langen, ſtarken Schwanze. — Sicher verbreiteten ſich die fabelhaften Nachrichten über ein ſolches Thier meiſt durch die Kreuzzügler, welche mangelhafte und übertriebene Mittheilungen über das

Krokodil mitbrachten und durch ihre Erzählungen die zum Theil ohnehin falschen Beschreibungen gewisser Thiere noch mehr verunstalten halfen. — Kein Wunder, wenn in den Ritterzeiten der Drache oder Lindwurm — denn beide erscheinen oft als ein und dasselbe Ungeheuer — eine Hauptrolle spielte, und wenn die abergläubische Menge sich graufige Kämpfe mit dergleichen Thieren gern erzählen ließ, da man an Naturkenntniß so arm war und in der Mittheilung außerordentlicher Dinge einen ganz besondern Reiz fand. —

Das Schloßfräulein auf der Dobenau, die Bruderfichte und die Kapelle bei Reuſa.

Als das Voigtland noch dicht mit Schwarzwald bedeckt war, ragte über viele rieſige Stämme eine Fichte empor, von welcher man ſich erzählte, daß an ihrem Fuße kein Moos grüne, kein Blümlein blühe, daß in ihren Zweigen nie ein Vogel ſinge und niſte und daß ſie wohl altern, brechen und verkrüppeln, aber nie abſterben werde. Die Fichte ſtand Jahrhunderte hindurch in der Nähe von Reuſa; ein jedes Kind kannte ſie unter dem Namen Bruderfichte. Von dieſem, der Sage nach ewig ſproſſenden Baume aus wandert man in einem Thale hin nach dem freundlichen Schloſſe Reuſa, wo wieder ein bemooſtes Denkmal der Vorzeit, ein Denkmal menſchlicher Leidenſchaft ſteht, — eine Kapelle, die in ihrem Grunde unerſchütterlich iſt. Von hier führt der Weg durch das freundliche Syrathal nach dem Berge, auf welchem wenige Ueberreſte von den Mauern der Burg Dobenau liegen, der ſtattlichen Burg, die einſt kühn und trotzig über dem üppigen Grün des Waldes thronte.

Die Dobenau war ehedem ein Sammelpunkt bärtiger Ritter, die zu mittelalterlichen Vergnügungen und Zechgelagen ſich dort vereinigten. Der Burgherr war für dergleichen Freuden ſehr eingenommen; als ihm aber in höherem Lebensalter ſeine Gattin noch ein holdes Töchterlein ſchenkte, da erſtarb in dem alternden Paare der Sinn für das tobende Ritterleben, und die Seelen der glücklichen

Aeltern waren vollständig befriediget durch den beseligenden Besitz der holden Tochter. — Herrschte auch auf der Dobenau nun friedliche Stille, so war doch die Freude hier größer und dauernder, als ehedem.

Die Jahre eilten schnell dahin. Aus dem zarten Töchterlein war eine herrliche, blühende Jungfrau geworden. Als solche lebte sie harmlos und zufrieden bei ihren greisen Aeltern, ohne sich nach der gefahrvollen Außenwelt zu sehnen. Wie aber eine versteckt und stillerblühte Blume mit ihrem Zauber den glücklichen Entdecker erfreut und fesselt, so fühlten sich auch zwei Brüder, welche das Schloßfräulein der Dobenau einst unerwartet erblickten, von demselben unwiderstehlich angezogen.

Die Brüder wohnten nämlich auf der Burg Liebau im schönen Elsterthale. Sie waren junge, stattliche Ritter und darum wohl geeignet, einem jungfräulichen Herzen den Frieden zu rauben. Wohl mancherlei Abenteuer mochten die Beiden schon gesucht und bestanden haben, da wurden sie beim Umherstreifen in den Wäldern vom Zufalle in die Nähe der Dobenau geführt. Recht bald fanden die zwei Ritter einen Vorwand, um Eintritt in der Burg zu erlangen. Die greisen Bewohner der Dobenau nahmen die Gäste mit großer Freundlichkeit auf, stellten ihnen in der lieblichen Tochter ihren größten Reichthum vor, luden die Ritter zur Tafel und fanden nichts Arges darin, daß ihr harmloses Kind den Fremdlingen in gastlicher Heiterkeit entgegen kam.

Nach einigen frohdurchlebten Stunden verließen die Ritter die Burg, indem sie versprachen, ihren Besuch baldigst zu wiederholen. Dies geschah denn auch. Bei öfterem Verweilen auf der Dobenau schlichen sich die Brüder in das Vertrauen der Aeltern ein und diese ahnten noch nicht im Mindesten, welch herbes Geschick ihnen im eignen gastlichen Hause bereitet werden sollte.

Das Burgfräulein war nicht mehr das heitre Kind früherer Tage; ein wehmüthiger Zug durchwehte das Herz der einst so fröhlichen Tochter, der sich nur verlor, wenn die Zither am Fuße der Burg zu ihren Ohren drang und wenn das Brüderpaar auf der Dobenau erschien. Die Jungfrau liebte vorzüglich den Jüngeren von

den Rittern, dieſe aber waren beide von gleicher Leidenſchaft für die Eine erfüllt.

Erſt als der Funke ſchon zur Flamme geworden war, erkannten die alten, treuen Aeltern leider zu ſpät das traurige Verhältniß, in welches ihr Kind, von der Liebe zweier Brüder berückt, ſich verletzt hatte. Alles wurde verſucht, der Vernunft die Oberherrſchaft wieder zu erringen, doch die herzlichſten Bitten, die rührendſten Ermahnungen und ſelbſt die ernſteſten Drohungen blieben ohne Erfolg. Die Leidenſchaft, die auch der treueſten Stimme Hohn ſpricht, grub ſich tiefer und tiefer ein.

Der Hochſommer war gekommen. Die beiden Ritter durften nicht mehr auf der Donau erſcheinen und ſchwermüthig ſchlich das Fräulein in der Burg umher. Oft ſtand die Jungfrau um Mitternacht, wenn die Aeltern von ſchöneren Tagen der Vergangenheit träumten, von ihrem Lager auf, eilte im leichten Gewande nach der Burgmauer und flüſterte in die Tiefe hinab. Wie vom Echo gebracht, ſtieg ein Geflüſter wieder hinauf zu den lauſchenden Ohren. — Das Alles beobachtete der Thorwächter, doch dieſer ſchwieg wie ein Grab, weil man ihn als einen feilen Mann erkannt und mit Gold beſtochen hatte. Durch ſeine ſcheinbare Nachläſſigkeit gelang es der ungetreuen Tochter einſt auch, unter dem Schleier der Nacht, freilich mit pochendem Herzen, aus der Burg zu entkommen und den zwei Rittern zuzueilen, die, im geheimen Einverſtändniſſe mit ihr, ſchon längſt auf ihre Ankunft gewartet hatten. Die Brüder hoben die Jungfrau auf ein Roß, beſtiegen ihre eignen Renner und jagten mit ihrer liſtig umſtrickten Beute davon. Fort ging es durch Wald und Flur, über Berg und Thal bis nach dem Schloſſe der Ritter, wo man beim erſten Morgengrauen ankam und zunächſt nach langem Ritte der Ruhe ſich hingab. — Das Erwachen der Geflüchteten war nicht ſo ſüß, als ſie es ſich auf ihrer Burg geträumt hatte. Dem einen Bruder heftig zugeneigt, durfte ſie den andern nicht kränken und verletzen, wollte ſie das Band des Friedens nicht zerreißen. Die Liebe der Brüder zu Einer erweckte natürlich, da Keiner entſagen wollte, im Verlaufe weniger Tage die furchtbarſte Eiferſucht; aus dieſer aber wuchs der Bruderhaß hervor und dieſer führte

zur Entzweiung. Die Tochter der Dobenau wußte nicht, wie ſie aus den unnatürlichen Verhältniſſen ſich herauswinden ſollte und blickte darum ſchwerbedrückt nach der Gegend hin, wo die Burg ihrer Väter lag. Oft faßte ſie den Entſchluß, zu fliehen, und eben ſo oft beſchloß ſie wieder, zu bleiben. Im Fliehen mußte ſie ja entſagen, und mit der Anſtrengung des Entſagenwollens wuchs die Leidenſchaft der Liebe.

Einſt ſtanden die Brüder im Begriffe, nach dem Walde zu reiten, um dort zu jagen. Sie kamen, ein jeder für ſich, zur Geliebten, verſprachen baldige Rückkehr und verabſchiedeten ſich. Schweigend ritten ſie neben einander, im Stillen des Burgfräuleins gedenkend. Sie drangen tiefer und tiefer in den Wald hinein. Zuletzt unterbrach der ältere Bruder das Schweigen und meinte, daß ihm doch zunächſt der Beſitz des Burgfräuleins zukomme. Der jüngere Bruder trat dieſer Meinung hitzig entgegen, ſtierte ſeinen Nebenbuhler an und rief: „Mein iſt die Jungfrau, denn mir iſt ſie am meiſten zugethan!“

Der Streit wurde ärger; die Brüder griffen zu den Waffen und es entſpann ſich ein wüthender Zweikampf. Lange klirrten die Schwerter aneinander; das Blut floß aus den Wunden der verſchwiſterten Kämpfer; Ermattung trat endlich ein und beide ſtürzten zu Boden. —

Der Tochter von der Dobenau blieben die Ritter zu lange aus. Eine unwiderſtehliche Angſt bemächtigte ſich ihres Herzens, daher ſie den Knappen befahl, ihr weißes Roß zu ſatteln und ſie in den Wald zu begleiten. Nach wenigen Minuten ſaß ſie zu Pferde, ſtürmte hinaus in gewaltiger Eile, ließ Hornrufe ertönen, erhielt aber keine Antwort. Nach langem Umherirren nahete ſich ihr ein Diener und meldete, daß man die Ritter gefunden habe. In der blaſſen Miene des Boten las die verwaiſte Braut das Schickſal der feindlichen Brüder. Sie ritt dem Boten nach bis zur bezeichneten Stelle; dort lagen die Leichen der Brüder mit abgewendeten Geſichtern, als wollten ſie ſich im Tode noch haſſen, und zwiſchen den Gefallenen ſtand eine alte ehrwürdige Fichte, an deren Wurzeln die Schwerter gekreuzt übereinander lagen. — Die Braut brach vor dem Bilde des Schreckens zuſammen; faſt wäre ihr Herz mit gebrochen. Als ſie ſich ein wenig erholt

hatte, fand sie Linderung in einem Strome von Thränen, die sich mit dem Blute der Brüder mischten.

Die alte Fichte, wo die Leichen der Ritter lagen, wurde fortan die Bruderfichte genannt. Obgleich sie selbst Jahr aus, Jahr ein sproßte und grünte, so erstarb doch auf dem Boden, wo Bruderblut geflossen, alles Pflanzenleben, und die Sänger des Waldes scheuten sich, dem Baume nahe zu kommen.

Die Leichen der beiden Ritter trug man auf einer Bahre, von Baumzweigen gefertigt, hinweg. Der ernste Zug bewegte sich im Thale fort bis nach der Kapelle beim Schlosse Reusa. Hier bereitete man den im unnatürlichen Kampfe Gefallenen ein Grab und senkte sie hinein. Hier ruhten sie nun in Frieden. —

Aber im Herzen der verlassenen Braut wollte der Frieden nicht sobald einziehen. Dieselbe fand keine Ruhe im Schlosse der Geschiedenen. Unruhige Träume schreckten sie aus dem Schlafe auf und trübe Bilder prägten sich in ihrer erregten Einbildungskraft aus. Oft sah sie im Geiste ihre greisen Aeltern, die nie wieder nach ihr gefragt hatten, abgehärmt auf dem Sterbebett liegen. — Eine unendliche Sehnsucht nach der heimathlichen Burg ergriff ihr Herz; sie beschloß, nach der Dobenau zurückzugehen und dort ihr Leben in ernsten Betrachtungen zu beschließen. In Begleitung eines ergebenen Dieners erreichte sie die Burg ihrer Väter. Hier war aber Alles öde und leer. Die treuen Aeltern hatte der Gram um das einzige Kind getödtet und sie ruhten schon seit mehrern Tagen in ihrer Gruft. Nun gab es für die Verwaiste nichts Liebes mehr auf Erden, daher beschloß sie, unvermählt zu leben und den Schleier, der ihre Gestalt umwob, nie abzulegen.

Sie hielt Wort, die arme Vereinsamte; sie stärkte sich durch Gebet und hoffte Vergebung durch innige Reue. Ihr ganzes Glück bestand darin, daß sie den Armen Wohlthaten erwies, daß sie die Kranken ihrer Umgebung pflegte, daß sie Nothleidende errettete und Bittenden und Rathlosen ein treuer Beistand, eine sorgende Mutter war. — Spät erst rief sie der Tod ab und die Dankesthränen Vieler benetzten ihr Grab. —

Noch heute läßt die Sage die längst geschiedene Tochter der Dobenau als weiße Frau erscheinen und

durchs Thal bis nach Reuſa hinauf wandern, wenn in milden Sommernächten der Walddunſt die Luft erfüllt; heute noch betrachtet das frommgläubige Volk die weiße Frau als eine wohlwollende Mutter, die zuweilen guten Kindern goldne Semmeln und andre herrliche Gaben ſpendet, die Liebende, welche ſich im Thale ſuchen, durch gegebene Zeichen zuſammenführt und ihnen den Weg zum Glücke bahnen hilft. Auch reiche Schätze ſoll ſie auf Erden zurückgelaſſen haben, doch bewacht ſie dieſelben ſo lange im ſichern Verſteck, bis Einer ſie heben wird, der auf Erden als beſter Bruder und zugleich als Bräutigam der treuſten Tochter gilt. Bis jetzt wenigſtens hat man umſonſt nach den verborgenen Schätzen gegraben.

Die Kapelle, wo die Ritter begraben wurden, ſtand Jahrhunderte lang. Später wollte man ſie abtragen, aber man kam, ungeachtet es mehrmals verſucht wurde, damit nicht zu Stande, denn beim Beginn des Abtragens zeigte ſich ſtets eine gewaltige Aufregung in der Natur. Der Sturm brauſte einher durch Wald und Flur; die Bäume zerbrachen wie Halme, das Schloß erbebte in ſeinen Grundfeſten, der furchtbarſte Donner rollte durch die Berge und das Toben hörte erſt wieder auf, wenn die Menſchen das weitere Abbrechen der Kapelle einſtellten. — So mußte denn das alte Gemäuer, von einer geheimen Macht beſchützt, für immer ſtehen bleiben, und kein Menſch wagte es, die zerſtörende Hand an die Kapelle zu legen. Sie durfte nicht fallen, ſo lange die Bruderfichte grünte.

Die Dobenau wurde im Bauernaufruhr 1525 bei der Belagerung von Plauen zerſtört.

Die Bewohner von Thoſſen erzählen ſich von ihrer Bruderfichte folgende Legende: Als Chriſtus, der Herr, mit ſeinen 12 vertrauten Jüngern noch auf Erden umherging, um das Wort des Heils zu ſpenden, kam er in Begleitung der Jünger auch nach dem Thale, wo jetzt im lieblichen Schmucke das Dörflein Thoſſen liegt. Ein gewaltiger Regen ſtrömte vom Himmel herab und die Apoſtel ſpäheten umſonſt nach einem Obdach. Die heilige Schaar ſchritt im unaufhörlichen Regen noch ein

Stück vorwärts, da bemerkte einer von den Jüngern in geringer Entfernung einen Baum mit dickbelaubter Krone. Hocherfreut über die gemachte Entdeckung rief er: „O laßt uns nach jenem Baume eilen, damit er uns mit seinen Aesten vor allzugroßer Nässe schütze!“

Der Herr aber antwortete und sprach: „Nicht also! Der uns den Regen sendete, wird auch bald wieder Sonnenschein geben!“

Doch der Jünger ließ sich durch den milden Ernst des Meisters nicht zurückhalten, sondern er lief nach dem Baume, um dort ein Obdach zu suchen; kaum war er aber unter die Zweige getreten, so streckte der Baum alle seine Aeste niederwärts und eine große Menge des von der Fichte angesammelten Regenwassers ergoß sich über den ungeduldigen Schüler, der nun sofort der heiligen Schaar sich wieder anschloß und mit den Brüdern zufrieden weiter ging.

Uebrigens hat das Dorf Thossen eine uralte Kirche, welche auf einem Orte steht, wo einst der Altar eines heidnischen Götzen gestanden haben soll. Heute noch zeigt man dort den Opferstein, auf welchem der unglückliche Wahn längst vergangener Zeiten das Blut der geschlachteten Opfer verrauchen ließ.

Der Goldkeller und die Wunderblume auf dem löbauer Berge.

Mit der Stadt Löbau in der Oberlausitz hängt ein Dorf zusammen, das weit über ein halbes Jahrtausend alt ist und sich Tiefendorf nennt. Es liegt nicht weit vom „löbauer Berge“, dessen vielbesuchter Rücken jetzt angenehme Wirthshäuser und einen eisernen Aussichtsthurm trägt. In alter Zeit zählte Tiefendorf nur wenige kleine Häuser und unter diesen befand sich, ziemlich abgelegen, eine Hütte, die einem ehrlichen Kohlenbrenner, dem Kaspar Michalk, gehörte. Michalk war ein armer, aber fleißiger Mann. Durch seine schweren Arbeiten im Walde erwarb er nur das Nöthigste für's Leben. Dabei fühlte er sich jedoch immer glücklich, denn er besaß ein genügsames Herz und strengte sich mit Freuden an, weil er für zwei geliebte Wesen, für ein gutes,

treues Weib und für einen muntern Knaben, den er Bohumir nannte, zu ſorgen hatte. — „Ein Glück, auf Einfachheit und Zufriedenheit gegründet,“ meinte der Köhler, „iſt dauernder und werthvoller, als alle Freuden der Ehre und des Reichthums.“ — Bei ſolchen beſcheidenen Anſprüchen glaubte Michalk kaum, daß für ihn im Leben auch einmal ſchwere Prüfungen kommen könnten; er ſagte vielmehr oft: „Wer nicht hoch ſteigt, kann auch nicht tief fallen.“

Und doch blieben die ſchweren Prüfungen nicht aus. Michalk's Weib genas eines Sohnes und ſtarb bald darnach. Des armen Köhlers ſtilles Glück war nun auf einmal zertrümmert, da er ſeine freundliche, ſparſame, tugendhafte Gattin und in ihr zugleich die ſorgende Erzieherin ſeiner Knaben verloren hatte. — Seine alte Mutter nahm ſich nun zwar einige Jahre lang der Enkel an, aber ſie beſaß nicht Kraft und Ausdauer genug, um die Pflegebefohlenen erwünſcht zu gewöhnen und zu bilden. Körperlich wuchſen die Knaben empor, wie die friſchen, üppigen Bäume des Waldes, doch geiſtig blieben ſie ſehr zurück. Was der ältere Bruder, Bohumir, that, das ahmte ſein jüngerer Bruder, Joſeph genannt, in der Regel nach und ſo wurden Beide einander ſehr ähnlich. Ihre Herzen waren gut und es war wirklich zu bedauern, daß ihre ſchönen Anlagen ſo wenig geweckt wurden. Obgleich wild und rauh aufgewachſen, liebten ſie ſich doch gegenſeitig mit großer Innigkeit. Ihre Großmutter ſtarb, als Joſeph noch nicht vier und Bohumir kaum acht Jahr alt war.

Der Köhler Michalk war ſeit dem Tode ſeiner Frau nie wieder heiter geworden. Er ging finſter und wortkarg umher, er zog ſich von ſeinen wenigen Freunden und Bekannten ſcheu zurück und war am liebſten draußen in den Wildniſſen des Waldes. Dort fällte er mit rieſiger Kraft die Bäume, dort trennte er die Stämme mit wuchtigen Axtſchlägen in Stücken und dieſe ſchleppte er nach ſeinem Meiler, um ſie über der verdeckten Gluth verkohlen zu laſſen. Wer ihn bei ſeiner Thätigkeit unbemerkt beobachtete, mußte ſich verſucht fühlen, zu glauben, daß er Vieles im Irrwahne that, denn ſein haſtiges Weſen ſchien nichts Natürliches zu ſein. Stürzte ein Baum unter ſeiner Axt, ſo rief er: „'s iſt aus mit dir; mußt auch ſterben!“ und dampfte der Meiler, dann glaubte er in den Rauchwolken

das freundliche Bild ſeiner heimgegangenen Frau zu ſchauen. — Zu ſeinen Knaben ſprach er ebenfalls nur wenig, wenn er nach Hauſe kam. Ihre Unarten verwies er ihnen kurz und ſtreng, und ſeine wenigen Ermahnungen ſchloß er mit den Worten: „Müßt gut werden, wie Eure Mutter war!“ — Von ſeinem verſtorbenen Weibe hatte er noch einige fromme Sprüchlein im Gedächtniſſe; dieſe führte er ſelbſt öfter im Munde und bald lernten ſie auch die Knaben. An Schulunterricht für ihre Kinder dachten damals die armen Leute noch nicht, daher es auch nicht zu verwundern war, wenn Bohumir und Joſeph als tüchtige Naturmenſchen, aber übrigens geiſtig vernachläſſigt aufwuchſen. — Nach wenigen Jahren waren die ſtämmigen Buben kräftig genug, um ihrem Vater bei ſeinen Waldarbeiten behülflich zu ſein. Dieſe Beſchäftigung gefiel ihnen gar wohl, denn ſie bot hinlängliche Gelegenheit zu Anwendung der überſchäumenden Jugendkraft. Binnen wenigen Jahren wurden die Söhne dem Vater bei ſeiner Köhlerarbeit eine bedeutende Stütze. Zu Jünglingen herangereift, thaten ſie es ihrem Vater bei der Arbeit als geübte Kohlenbrenner zuvor.

Einſt waren die drei ſchwarzen Männer im Walde mit dem Fällen einer rieſigen Tanne beſchäftiget. Die Säge fraß ſich tief ein in den ehrwürdigen Stamm und der ſtarke Hall von den gewaltigen Axtſchlägen ſchmetterte weit in den Wald hinein. Die Tanne begann ſich ein wenig zu neigen. Im Nu riß Vater Michalk die Säge weg, warf ſie zur Seite und wollte dann den Sturz des Baumes durch einige Axthiebe beſchleunigen helfen. Die Tannenäſte praſſelten durch die Wipfel der Nachbarbäume; der Baumrieſe neigte ſich ärger und zwar gerade nach dem Punkte hin, wohin Michalk die Säge gelegt hatte. Dies bemerkend, ſprang der alte Köhler nach der Stelle, um ſein Werkzeug ſchnell noch wegzunehmen; in demſelben Augenblicke ſauſte aber auch der ſchwere Baum abwärts gerade auf Michalk los; dieſer kam zum Fallen und der Stamm der Tanne ſtürzte ihm gerade auf den Leib. Die Söhne des Unglücklichen ergriffen ſofort Hebebäume, zogen den blutenden Vater unter der gewaltigen Laſt hervor und legten ihn auf weiches Moos. Der Schlag war aber tödtlich geweſen. Michalk athmete ſchwer, entfärbte ſich gänzlich und rief in gebrochenem Tone: „Ich hab' — genug! — 's iſt aus —

mit mir! — Ich muß ſterben! — Lebt wohl! Die Mutter winkt mir!“ — Noch einige Athemzüge und der alte Köhler war nicht mehr. Bei ſeinen letzten Worten, die ſeinem entſchlafenen Weibe galten, bei dem matten Ausrufe: „die Mutter winkt“ lächelte er freundlich. Es war das erſte und letzte Lachen nach dem Tode ſeiner Lebensgenoſſin.

Bohumir und Joſeph ſtanden tief erſchüttert an der Leiche ihres Vaters. Große Thränen quollen aus ihren Augen. Sie hoben den Todten auf und trugen ihn heim in die Köhlerhütte, zimmerten ihm dort mit eigner Hand einen Sarg, betteten den Vater darein, gruben für ihn neben dem Grabe ihrer Mutter eine Ruhekammer, ſchmückten dieſe mit Tannenzweigen aus, holten den Sarg mit der Leiche und verſenkten ihn unter den Segensſprüchen eines Prieſters in die friſche Gruft. — Ein gewaltiger Schmerz ergriff dabei ihre Herzen; ſie fühlten nun erſt, was ihnen der Vater geweſen war, nachdem er ihnen nicht mehr angehörte. Heftig weinend traten die Verwaiſten den Heimweg an. In der einſamen Hütte vergoſſen ſie noch manche Thräne und erleichterten ſich dadurch ihre bedrückten Herzen. Nach und nach zog in ihre Gemüther wieder Ruhe ein. Sie gingen an die gewohnte Köhlerarbeit und lebten wie bei Vaters Zeiten kümmerlich von ihrem geringen Verdienſte. So verſtrichen mehrere Monate. Der Winter zog ein mit ungewöhnlicher Strenge. Die zwei Brüder mußten öfter Tage lang in ihrem verſchneiten Hüttchen aushalten, wobei ſich beſonders Bohumir ſehr langweilte. Dieſer war im Verlaufe des Herbſtes einige Male in Budiſſin geweſen, hatte das Leben und Treiben in größeren Städten ein wenig kennen gelernt und zuweilen einen innern Drang empfunden, das Köhlerleben zu verlaſſen und ſich einen andern und beſſern Beruf zu wählen. Vorzüglich intereſſant waren ihm die bewaffneten Truppen des Markgrafen geweſen, die er auf der Ortenburg geſehen hatte. —

Das Frühjahr kam endlich wieder. Die Waldſänger belebten die friſch duftenden Bäume, kriſtallene Quellen hüpften über die bemooſten Steine und aus dem Meiler der Kohlenbrenner wirbelten Dampfwolken auf. Da geſchah es just, daß in einiger Ferne ein ſchöner Reitersmann von den Truppen des Markgrafen luſtig dahin trabte, indeſſen Bohumir die Flammen ſeines Meilers ſchürte und Joſeph große Holzſtücken aufſpeicherte.

Bohumir hielt inne in seiner Arbeit und blickte sinnend dem Reiter nach, dann warf er den Schürbaum mit der Kraft eines Erzürnten aus den Händen und sprach: „Joseph, mich leidet's nicht länger zu Hause; ich muß die Welt sehen und draußen mein Glück versuchen! Sieh dort den Reitersmann, wie froh und frei trabt er über Wiese und Feld, und ich stehe hier in Pech und Ruß und sehe kaum einem Menschen ähnlich. Es ist bei mir nun fest beschlossen: morgen verlasse ich unsere Hütte und wandre zunächst nach der Orlenburg; vielleicht blüht dort schon mein Glück!"

Joseph wollte dem Bruder den Plan ausreden, aber seine Vorstellungen hatten keinen Erfolg. „Wozu bringen wir's denn beim Kohlenbrennen," sprach Bohumir, „wenn wir die Arbeit auch bis in's hohe Alter fortsetzen? Niemand schaut uns freundlich an; Burschen und Jungfrauen scheinen uns absichtlich zu meiden, und oft ist mir's vorgekommen, als hielte man uns in unserm ärmlichen, rußigen Gewande für Leute von unehrlichem Gewerbe."

Dieser Meinung konnte Joseph nichts Vollgültiges entgegen setzen; er mußte seinem Bruder in der Hauptsache sogar Recht geben und sprach darum: „Thue, was Du für gut findest; ich werde mich wohl auch darein schicken müssen, wenn Du mich allein lässest!"

Die letztere Bemerkung ging dem Bohumir zwar an das Herz, aber er war nun einmal fest entschlossen und ließ sich durch nichts wieder wankend machen. Am nächsten Tage packte er seine besten Kleider zusammen, ergriff seinen Wanderstab, sagte der einfachen Köhlerhütte Lebewohl und forderte den Joseph auf, ein Stück mit ihm zu gehen. Beide schritten rüstig vorwärts. Joseph ging weiter mit, als er sich anfangs vorgenommen hatte. Die Brüder fühlten jetzt erst lebhaft, daß sie sich einander lieb hatten, denn es wollte nimmer zur Trennung kommen. Zuletzt mußte doch geschieden sein. Bohumir reichte dem Joseph treuherzig die Hand, sagte ihm Lebewohl und griff nach den Augen, die feucht geworden waren. Dem Joseph ging es nicht anders; er erwiderte den nervigen Händedruck, sprach: „Nun denn, Bruder, auf Wiedersehn!" und wendete sich schnell um, der heimathlichen Hütte zu. Je weiter die Brüder sich von einander entfernten, desto fühlbarer

wurde ihnen das Band der Liebe, das die Natur um ihre Herzen geſchlungen hatte. Einige Male winkten ſie ſich noch zu, dann verloren ſie ſich aus dem Geſicht.

Joſeph fühlte ſich bei ſeiner Köhlerarbeit recht vereinſamet, doch trieb er dieſelbe ruhig fort. So angenehm wie früher erſchien ſie ihm freilich nicht mehr. Um im Alleinſein nicht mürriſch zu werden, fiel er auf den Gedanken, ſich ein Weib zu nehmen; er klopfte daher an mancher Hütte in ſeiner Umgebung an, kam aber nie zu einem glücklichen Ziele, denn keine Jungfrau wollte den ſchwarzen Kohlenbrenner haben, noch weniger mit in ſeine Köhlerhütte ziehen. Hätte der übrigens ſchön gewachſene, körperlich kräftige Burſch kein ſo rußiges Gewerbe gehabt, dann würden ſeine Bewerbungen jedenfalls beſſere Erfolge gehabt haben. — Aergerlich über ſein Mißgeſchick zog er ſich ganz zurück und mied den Verkehr mit jüngeren Leuten. Von ſeinem Bruder erfuhr er nur ſo viel, daß derſelbe ſich von den markgräflichen Reiſigen hatte anwerben laſſen und ſpäter mit ihnen in den Streit gezogen ſei.

Langſam ſchlich dem Joſeph die Zeit hin; ihm fehlte der wahre Frieden des Herzens. Der Winter kam; er trat viel milder auf, als ſein Vorgänger. Um Weihnacht lag nur eine leichte Schneedecke auf der Erde, durch die den Kohlenbrennern die Waldarbeit nicht im mindeſten geſtört wurde. Joſeph plagte ſich ehrlich, weil er dabei am erſten den Unwillen über die ihm öfter zu Theil gewordenen Zurückſetzungen zu unterdrücken vermochte. Drei Tage vor dem Chriſtfeſte führte ihn ein Geſchäftsweg zu einem etwas entfernt wohnenden Bauer. Dieſer war ſchlicht und recht, daher hielt er alle Menſchen für ſeine Brüder und erhob ſich nie über Andere. Auch den Joſeph nahm er ſehr freundlich auf. Er unterhielt ſich mit ihm längere Zeit und drückte ihm beim Abſchiede treuherzig die Hand, indem er ihm nachrief: „Kehre bald wieder!“ — Noch mehr als der Bauer, hatte dem Joſeph die Tochter deſſelben, die freundliche Jitka, gefallen. Sie floh den ſchwarzen Köhler nicht, wie andre Mädchen es thaten; ſie reichte ihm vielmehr die Hand, blickte ihm offen in's Auge, redete ungezwungen und zeigte ſich mild wie eine Schweſter. — Joſeph ging mit einem frohen Sinne von dem Bauer weg, da er in deſſen Hauſe erkennen gelernt hatte, daß es noch Menſchen gab, die den Armen und Niedriggeſtellten nicht nach dem

Kleide und nach dem Beutel allein zu beurtheilen pflegten. Jitka's Blicke und Worte begleiteten ihn im Geiste nach Hause; ihr Bild schwebte ihm auf Tritt und Schritt vor Augen. Und doch konnte es der arme Kohlenbrenner nicht wagen, jemals an eine Verbindung mit der schönen Tochter eines reichen Bauers zu denken. — Seine Stimmung war daher, als der heilige Abend vor dem Christfeste gekommen war, eine ganz eigenthümliche; Hoffnung und Kummer kämpften zu gleicher Zeit in seiner Seele. Es fing an zu dunkeln. Joseph streckte sich unruhevoll auf sein Lager. Nicht lange lag er, da klopfte Jemand an seine Hütte. Es mochte die achte Abendstunde sein. Joseph ging zur Thüre, um zu öffnen. Ein altes gebücktes Männchen, mit langem, weißen Barte trat langsam ein und bat um ein Stück Brod. — Joseph führte den Fremden an sein Lager und sprach: „Da, Alter, setzt oder legt Euch; Ihr scheint sehr müde zu sein! Ruht aus, indessen ich Euch eine warme Suppe zur Stärkung bereite; das kalte Brod allein kann Euch nicht erquicken!“

Der Greis nahm das Anerbieten dankbar an, erholte sich auf dem Lager recht bald und ließ sich mit Joseph, während dieser die Suppe kochte, in ein weitläufiges Gespräch ein. Ein Wort führte zum andern; die Zungen wurden redselig. Nach kurzer Zeit wußte der Alte die ganze Lebensgeschichte von Joseph, wußte auch sein stilles Glück und Weh um Jitka. — Der Kohlenbrenner wollte etwas Näheres über seinen Gast erfahren, dieser aber wich in seinen Antworten auf die an ihn gestellten Fragen so geschickt aus, daß Joseph von ihm zuletzt so viel als nichts wußte. „Ich muß mich,“ sagte der Alte, „nun beeilen, denn ich will noch über den Rücken des Berges, von dem aus Du oft in's Land hinaus geschaut hast; der Berg ist hoch und steinig, daher habe ich mich doppelt zu sputen, wenn ich ihn hinter mir haben will, ehe sich droben um Mitternacht der Goldkeller öffnet und ehe die Ritter sich zum Mahle setzen.“

„Goldkeller? Ritter?“ fragte Joseph verwundert.

„Ja,“ antwortete der Greis, „Goldkeller und Ritter! Heute ist Christnacht und in jedem Jahre öffnet sich in dieser Nacht für ehrliche, wohlmeinende Menschen an einer gewissen Stelle der Eingang zu einer großen, goldgefüllten Höhle, in welcher verbannte Ritter um ihre Erlösung würfeln. Wer nun

ſo glücklich iſt, die Stelle zur rechten Stunde zu finden und wer es recht benutzt, der hat einem Ritter zur Ruhe des Grabes geholfen und braucht ſein Lebenlang um's Brod nicht mehr zu ſorgen. Doch, die Zeit drängt; ich muß fort!"

Bei dieſen Worten drückte der Alte dem Joſeph dankbar die Hand, nahm freundlich Abſchied und eilte hinweg. Der Kohlenbrenner gab ihm das Geleit bis vor die Hütte, ſah ihm lange nach und trat dann nachdenklich in ſein Stübchen zurück. Hier fand er aber keine Ruhe. „Höhle — Goldkeller — Ritter," dieſe drei Dinge nahmen ſein ganzes Sinnen und Denken ein. Er lief bald haſtig um den Tiſch herum, bald warf er ſich auf ſein Lager, bald trat er vor die Thür hinaus, wo es ſo winterlich ſtill, ſo friedlich war; doch alle Verſuche, den Sturm in ſeiner Bruſt zu dämpfen, waren vergeblich. Zuletzt beſchloß er, in der friſchen Luft des Waldes die verlorene Ruhe ſich wieder zu holen. Er griff nach Mütze und Stock, warf die Thüre ſeiner Hütte hinter ſich zu und lief in die von der Mondſichel halb erhellte Nacht hinaus. Je haſtiger er vorwärts ſchritt, deſto mehr fühlte er ſich zur Eile getrieben. Er lief durch Wald und über Feld; kein Geröll, kein Steinblock vermochte ihn aufzuhalten; er ſtieg gleich einem Geislein bergauf und merkte kaum, daß auf der Höhe der Sturm recht weidlich in den Tannenwipfeln zauſete; er ſchritt auf dem Bergrücken fort und war von ſeiner Hütte aus wohl über eine Stunde gegangen, ohne Müdigkeit zu empfinden, — da wurde ſeine unerklärliche Haſt auf einmal unterbrochen. Joſeph wagte keinen Fuß mehr vorwärts zu ſetzen, denn vor ſich erblickte er eine hohe Felsſpalte, die zu einer hellerleuchteten Höhle führte, in deren Hintergrunde viele Ritter an einer Tafel ſaßen und ſpielten. Die Rüſtungen derſelben glänzten wie Silber und ihre Bruſtharniſche und Helme ſtrahlten von Edelſteinen, in goldnen Grund gefaßt. Neben ihnen ſtanden Keſſel und Pfannen und Fäſſer, bis oben auf mit Gold gefüllt, welche von einem furchtbaren ſchwarzen Hunde, deſſen Augen Feuer ſprühten, bewacht wurden.

Joſeph ſtand wie eingewurzelt. „Der Goldkeller, — die Ritter!" bebte über ſeine Lippen. Seine Glieder zitterten; eine unnennbare Angſt befiel ihn. „Steig ich hinab, oder flieh ich?" fragte er ſich ſelbſt. Die Augen des Hundes glühten ärger; das häßliche Thier fletſchte die Zähne. Joſeph beſchloß, lieber

umzukehren. Da winkte ihm einer der bärtigen Ritter und der Köhler bekam wieder Muth. Bald winkten alle Ritter; der böſe Hund kroch bei Seite, und Joſeph fühlte ſich wie von einer Zauberhand berührt abwärts gezogen. Er ſtieg unbeirrt hinab in den Goldkeller, ſtand ehrerbietig vor den Rittern und empfing von dieſen ein Zeichen, ſich aus den Keſſeln, Pfannen und Fäſſern nach Belieben zuzulangen. Joſeph folgte der Anweiſung. Er füllte ſich alle Taſchen und zuletzt auch noch ſeine große, weite Mütze voll, verbeugte ſich dankend vor den ſtummen Rittern und kletterte mit ſeiner theuren Laſt hinauf nach dem Platze, wo er kurz vorher ſo unſchlüſſig an der Pforte ſeines Glückes geſtanden hatte. Als er mit dem Fuße die Stelle berührte, hörte er ein Glöcklein die Mitternachtsſtunde ſchlagen. Es grauſete ihm ein wenig; er drehte ſich um nach der eben verlaſſenen Höhle und Goldkeller, Ritter, Hund, — Alles war verſchwunden. Felſen und Büſche mit Schnee bedeckt lagen vor den Blicken des nun plötzlich reich gewordenen Köhlers und von der Kluft war nichts mehr zu ſehen. Joſeph trat unter dem falben Scheine der Mondſichel den Heimweg an. Je weiter er ſich von der Stelle, wo der Goldkeller lag, entfernte, deſto leichter wurde ihm ſein Herz. Er hüpfte luſtig bergab, ſing an zu jodeln, machte tanzähnliche Bewegungen, lispelte oft: „Jitka! Jitka!“ und erreichte überglücklich ſeine Hütte, in welcher er ſtill ſeinen Schatz verbarg. So groß auch ſeine Freude war, die ihn nicht zum Schlafe kommen laſſen wollte, ſo ſiegte doch die Müdigkeit. Der lange Weg über Stock und Stein hatte ihn zu ſehr angeſtrengt; er legte ſich auf ſein Lager und ſchlief bis zum hellen Morgen. — Als er früh erwachte, glaubte er Alles nur geträumt zu haben. Erſt der Anblick ſeiner vielen ſchweren Goldſtücke mußte ihn überzeugen, daß er wirklich im Goldkeller geweſen war und eine Laſt nach Hauſe getragen habe, die er jetzt nur mit Anſtrengung heben konnte.

Kein Menſch auf Erden war glücklicher als Joſeph. Er ſtellte ſogleich die Kohlenbrennerei ein und kaufte ſich das ſchönſte Gut in der Umgebung; er kleidete ſich ſchöner und reicher, als alle Jünglinge in ſeiner Nähe und ſah nun zehnmal ſchmucker aus, als dieſe. — „Joſeph hat Glück gehabt; er iſt im Goldkeller geweſen!“ hieß es hier und da. Nun wollten Alle, die ihn ehemals verachtet hatten, gut Freund mit ihm ſein; nun

ſchmeichelte man ihm, nun mochten ihm die bemittelten Väter gern ihre Töchter geben, und dieſe drängten ſich beim Tanze zu ihm hin, um ſich durch Blicke und ſchöne Worte bei ihm in Gunſt zu ſetzen. Joſeph blieb jedoch kalt und dachte bei ſich: „Eine närriſche Welt! Erſt wollte mich kein Menſch kennen, erſt flohen mich alle Jungfern, bis auf eine; nun ich aber Geld habe, hängen ſich mir Väter und Töchter an jede Fingerſpitze! — Bin ich nicht derſelbe Joſeph, der in dem Köhlerkittel ſtak?“ —

Eines Tages — es war im Sommer — tanzten die Tiefendorfer luſtig unter einer großen Linde. Viele Jungfrauen von Nah und Fern hatten ſich zuſammen gefunden. Auch Joſeph fand ſich mit den andern Jünglingen zu dem Feſte ein, tanzte aber nicht, obgleich die Mädchen theils ſehnſüchtig nach ihm hinlugten, theils ſich ganz in ſeiner Nähe hielten. Lange hatte ſchon das Drehen und Hüpfen gewährt, da geſellte ſich zu den Jungfrauen unvermerkt die ſanfte, beſcheidne Jitka. Sie blieb im Hintergrunde ſtehen und ſchien eine Aufforderung zum Tanze kaum zu erwarten. Auf einmal erhob ſich Joſeph. Er beſtellte einen Reigen, — alle Mädchenherzen klopften, denn jede Jungfer dachte und hoffte: „Vielleicht holt er mich!“ — Joſeph ſchritt nach der weiblichen Gruppe, ließ alle die verlangenden Blicke unbeachtet, drängte ſich hindurch und erfaßte im Hintergrunde die Hand der ſtillen Jitka. Der Tanz begann. Das Pärchen nahm ſich lieblich aus. Viele neidiſche Augen ruhten auf ihm und manche ſpitzige weibliche Zunge machte Verſuche, am ſchönen Paare auch Schattenſeiten aufzufinden.

Dies kümmerte Joſeph und Jitka wenig. Sie waren beide ihr glücklich. Joſeph tanzte nur mit Jitka und begleitete ſie ſpäter auch nach Hauſe. — Wenige Wochen nachher legten Beide zum ewigen Bunde die Hände ineinander. Jitka zog in das ſchöne Gut Joſeph's, wirkte und ordnete dort als eine höchſt brave Hausfrau und bereitete ihrem Manne durch ihren heitern Sinn, wie überhaupt durch ihr ganzes liebenswürdiges Weſen Tage der ſchönſten Wonne. So vergingen zwei Jahre. Jitka ſorgte ſo gewiſſenhaft und emſig für die Wirthſchaft ihres Mannes, daß dieſer leider gar nicht mehr für nöthig hielt, ſich ſelbſt um ſein Haus zu bekümmern. Er glaubte müßige Zeit zu haben und lief dem Vergnügen nach; er fand

liederliche Männer, in deren Gesellschaft er nach und nach der Spiel- und Trunksucht verfiel. Anfangs hatten ihm die Bitten seiner Frau und die Vorstellungen seines Schwiegervaters noch öfter in seinem wüsten Leben aufgehalten, als dieser aber gestorben war, folgte er nur den Einflüsterungen seiner elenden Genossen und gab sich ganz und gar den verderblichen Lüsten preis. — Bald mußte er sein schönes Gut verkaufen und das Erbe seines Weibes überschulden. Zitka saß verlassen daheim und härmte sich. Alle ihre Vorstellungen wies ihr tief gesunkener Mann mit Härte zurück, daher sie zuletzt lieber schwieg. Ihr einziger Trost war ihr einziges Töchterlein. Blickte sie das kleine, liebliche Wesen an, dann ward ihr wohl in ihrem schweren Kummer. —

Joseph wüstete fort und mußte zuletzt von Haus und Hof laufen. Von seinem großen Reichthume war ihm nichts weiter geblieben, als die Köhlerhütte seines Vaters. In dieselbe zog beim Beginn des Frühlings die arme Zitka mit ihrer Tochter ein. Freundinnen, denen sie jahrelang Liebesbeweise in Wort und That gegeben hatte, spendeten ihr die nöthigen Vorräthe und nahmen sich der armen Frau, die ihr Unglück so unverschuldet, als würdig trug, in vielfacher Art treulich an.

Joseph trieb sich als wüster Bettler umher und kam in mancher Nacht gar nicht nach Hause. Alles Gefühl in ihm war erstorben, nur das quälende Bewußtsein eigner Verschuldung folterte ihn zu manchen Stunden fürchterlich. Am letzten Märztage fühlte er eine innige Sehnsucht nach Frau und Kind und deßhalb wankte er, wider Gewohnheit, schon mit einbrechendem Abende der Köhlerhütte zu. Als er derselben ziemlich nahe war, eilte ihm ein Licht entgegen. Es kam näher. Ein kleiner Mann, nicht größer als die Zwerge im Innern der Erde, trug das Licht und leuchtete dem Joseph in das Gesicht. Joseph erschrack, denn das Männlein glich aufs Haar dem Greise, der ihn einst an den Goldkeller erinnert hatte; die Gestalt sah nur älter und eingeschrumpfter aus. „Was willst Du? Fluch Deinem Goldkeller und Deinen Rittern!“ schrie Joseph.

„Fluch jedem Sünderleben!“ antwortete ruhig der Zwerg, blies drauf sein Lichtlein aus und verschwand.

Dem Joseph lief es eiskalt über die Haut. Zitternd nahete er sich seiner Köhlerhütte, zitternd trat er ein, zitternd erzählte er der Zitka, was ihm begegnet war. Die treue Zitka

fühlte inniges Mitleid für ihn, brachte ihn auf's Lager, hüllte ihn in Decken, gab ihm Thee und wachte neben ihm, bis er fest eingeschlafen war. Nun gab sich die Frau auch einige Stunden der Ruhe hin. Als sie am andern Morgen erwachte und nach ihrem Manne blickte, athmete er nicht mehr. Joseph war todt. — Zu seinen Füßen lagen drei Goldstücke auf einem Täflein von Erz und auf dem Täfelchen stand geschrieben: „Nur treuen Seelen bringt der Goldkeller Segen!“ —

Zwei Tage später lag Joseph im Grabe neben der Ruhestätte seines Vaters.

Jitka schwieg von der Erztafel mit den Goldstücken selbst gegen die besten Freundinnen. Als der Charfreitag, an welchem, wie man sagte, der Goldkeller sich zuweilen auch öffnete, näher rückte, fragte sich Jitka täglich ernster, ob sie treu genug sei zum Empfange des geheimnißvollen Reichthums. „Hab' ja nichts Uebles gethan!“ sprach sie zu sich selbst, und blickte sie ihr Töchterlein an, so fühlte sie sich doppelt ermuthiget zu dem schweren Gange und meinte: „Du, Liebling, bist's werth, daß ich's wage!“ — Und sie wagte es.

Kaum waren die Morgenstunden des Charfreitags angebrochen, da kleidete sie sich an, hüllte ihr liebes Kind in einen weiten Mantel, weil der Morgen sehr frisch war, und eilte mit ihm in die Dämmerung hinaus. Die Natur feiern Frühlingsfeier zu halten. Die Vögel sangen; Blumen öffneten ihre Kronen und die jungen Knospen des Waldes dufteten. — Jitka schritt kräftig vorwärts und kam bald an den Fuß des Berges; je höher sie aber hinauf stieg, desto beklommener wurde ihr das Herz. Viel heitrer, als sie, war ihr Kind, das ihren Hals umschlungen hielt und fröhlich nach den Blumen und Vögeln hinzeigte.

Langsamer und besorgter lief Jitka auf dem bewaldeten Rücken des Berges hin. Plötzlich klammerte sich die Tochter fester an den Hals ihrer Mutter an und zeigte dabei auf eine glänzende Stelle hinter dem Gebüsch. Jitka ging noch einige Schritte vorwärts und stand — am Eingange des Goldkellers. „Ein gütiges Geschick,“ meinte sie, „hat mich geleitet; „ich darf es wohl wagen!“ — Sie stieg hinab an die Quelle unschätzbarer Reichthümer; sie sah die silbernen Wände und die großen Kessel voll edlen Goldes und sprach: „Um meines theuren Kindes willen!“

Niemand hinderte sie, einen Theil der Schätze an sich zu nehmen; eine Schürze voll war hinlänglich zu ihrem Glücke. Sie bemühte sich, ihre Schürze zu füllen, doch dies gelang ihr nicht, da sie ihre Tochter auf dem Arme trug. Um zum Ziele zu kommen, setzte sie das Kind, welches die Händchen ungern von der Mutter Halse losließ, einstweilen nieder, griff dann nach dem Golde und füllte in die Schürze ein, so viel dieselbe nur fassen wollte. Bei Berührung der Schätze fühlte sich Jitka wie berauscht und alle ihre Gedanken waren nur auf den neuen Reichthum gerichtet. Alles Andre um sich vergessend und trunken vor Freude stürzte sie mit dem Golde aus der Höhle und stand schon oben am Gebüsch, wo ihr Töchterlein sie auf den Glanz aufmerksam gemacht hatte, da dachte sie an ihr auf den Boden des Kellers niedergesetztes Kind. Erschrocken wendete sie sich um, eilte die wenigen Schritte nach dem Eingange des Kellers zurück, fand diesen aber nicht mehr. „Mein Kind, mein Kind!“ rief Jitka in ihrer Todesangst; sie rannte umher von Busch zu Busch, von Fels zu Fels; sie weinte und betete, aber Alles war umsonst, sie fand den Weg zur Höhle nicht wieder. Wühlte sie auch mit ihren Händen die Erde auf, grub sie auch mit ihren Nägeln in den Felsen, daß das Blut aus ihren Fingern drang, das Liebste hatte sie doch verloren und es um — Gold vertauscht. — Wahnsinn ergriff die Arme. Sie nahm das Gold, trug's nach Hause, warf's in einen Winkel ihrer Hütte und stierte verwirrten Sinnes vor sich hin. Eine Freundin nahm sich ihrer an und erfuhr aus ihrem Munde nach und nach den Zusammenhang ihres traurigen Verhängnisses. Die kluge Freundin wußte in der Irrsinnigen einige Hoffnung zu erwecken, indem sie die Unglückliche auf den Johannistag vertröstete, an welchem um Mittag der Keller sich zuweilen öffnen sollte. Das war Balsam in die Seelenwunde der Geisteskranken. „Mein Kind,“ sprach sie nun oft, „mein liebes Kind! Wenn kommt nur der Johannistag?“

Als der Tag wirklich gekommen war, erschien bei Jitka die Freundin und hing einen Johanniskranz auf, indem sie sanft zur armen Kranken sich wendete und sprach: „Die Blumen blühen heute am längsten und schönsten; wir haben den längsten Tag!“

Jitka hatte kaum die Worte gehört, da schrie sie: „Johannistag! O Kind, sei ruhig, ich komme!“ — Die Freundin

wollte die Wahnsinnige aufhalten, aber dies war unmöglich. Zitka stürzte mit Sturmeseile hinaus, flog dahin wie ein Reh über Flur und Auen unaufhaltsam dem Berge zu, stieg am steilen Rücken hinauf, lief nach der bekannten Stelle bis an das Gebüsch, sah wieder den Glanz und dahinter den Eingang zur Höhle, raste hinein und fand ihr Kind, auf Moos liegend, sanft schlafend wie ein Engel. Entzückt riß sie den Liebling empor, drückte ihn überselig an ihr Herz, verließ eiligst die Höhle und sank oben an dem Gebüsch auf ihre Kniee nieder. Sie betete, wie eine dankende Mutter nur beten kann. Mit ihrem Kinde war ihr auch der Verstand wiedergekommen. Die Tochter erwachte, lächelte die Mutter an und sprach: „Hast geweint um mich, Mutter? O, es war schön im Lande, wo ich bis heute lebte. Die Engel spielten so gut mit mir; sie meinten, sie wollten mich bald wieder holen."

Zitka konnte diese Worte sich nicht erklären, hielt die Erzählung des Kindes für einen langen, lieblichen Traum und trug das Töchterlein im Gefühl der höchsten Wonne nach ihrer Hütte. Jetzt erst hatte das Gold wieder Werth für sie. Noch vor dem Sinken der Johannissonne zog sie aus und wendete sich zu ihrer Freundin, mit der sie Hab und Gut theilte. Da gab es wieder frohe, glückliche Tage. Die herrliche Tochter der Zitka war Aller Liebling und glich in ihrem ganzen Wesen mehr einem heitern Engel, als einem Kinde der Erde. Am liebsten sprach sie von dem Lande, wo sie so glücklich gewesen war und wohin sie vielleicht bald wieder gehen dürfte. — Dergleichen Reden mischten freilich in den Freudenbecher der Zitka manchen bittern Tropfen und die trüben Ahnungen, welche sich ihr im Laufe der Tage aufdrängten, sollten leider bald in Erfüllung gehen. Ihre Tochter fing an zu kränkeln, ohne über irgend einen Schmerz zu klagen und ohne nur im Mindesten ihre Heiterkeit zu verlieren. Die Rosen auf ihren Wangen blühten fort und doch wurde sie täglich schwächer. Oefter sprach sie von den freundlichen Gespielen, die sie immer dringender gebeten hätten, bald zu kommen, und als das Christfest nahete, da lächelte das Kind die Mutter an und lispelte leise: „Mütterlein, — es ist so schön da drüben, — sie winken — weine nicht wieder und hole mich nicht weg, — komme mit mir!" —

Die Tochter schloß die Augen; die Mutter beugte sich

über sie und weinte. Da athmete das Kind noch einmal und dann war es todt.

Jitka war trostlos. Sie gab sich ihrem furchtbaren Schmerze ganz hin. Die lindernden Thränen wollten ihr nicht kommen; sie saß stundenlang theilnahmlos allein und wurde zuletzt wieder geistesschwach. Ihr Irrsinn schien für sie mehr wohlthätiger Natur zu sein, denn sie hatte nur immer mit ihrer Tochter zu thun; sie saß im Geiste an ihrem Bett, sang ihr vor, spielte mit ihr, herzte und küßte sie und nannte sie ihren theuren Engel.

Einst war ihre Freundin bei ihr im Stübchen, als sie eben in ihrem sanften Wahne mit ihrem Kinde koſete. Es war schon dunkel und das Licht stand auf dem Tische. Draußen ließen sich Schritte vernehmen; es klopfte an die Thüre. Herein trat ein Reitersmann, stattlich angethan. Er bat um Nachsicht wegen seines Eintrittes zur Abendzeit und erklärte, daß er Bohumir, der Sohn des alten Michalk, sei, und daß er gekommen wäre, seinen Bruder Joseph aufzusuchen.

Die irrsinnige Jitka hörte die Namen nennen, erhob sich von ihrem Stuhle, ging auf den bärtigen Krieger zu, sah ihn starr an und rief, als wenn sie einen lieben Bekannten sähe, wehmüthig aus: „Bohumir, Bruder!“ dann deutete sie mit dem Finger nach der Erde und fügte hinzu: „Joseph? Tief unten!“ — Zu gleicher Zeit wendete sie sich wieder nach dem Stuhle, wo sie gesessen hatte, und begann ein Schlummerlied zu singen, dessen Töne dem Kriegsmann durch die Seele schnitten.

Bohumir ging ergriffener und aufgeregter aus der Stube, als er einst von Schlachtfeldern weggegangen war, wo der Tod in seinen vielfachen Formen seine Ernte gehalten hatte. Die Freundin begleitete ihn ein Stück und theilte ihm Alles mit, was ihm über die Lebenswendungen Joseph's und Jitka's zu wissen nöthig war. — Der Krieger hörte die Erzählung mit Entsetzen an und wendete seinem Heimathsorte den Rücken zu, nachdem er sich überzeugt hatte, daß seine arme Schwägerin mehr Güter besaß, als er, und daß sie demnach seiner Unterstützung nicht bedurfte. — „Gold allein giebt doch kein Glück und kann viel Elend schaffen!“ murmelte Bohumir, als er sein Pferd bestieg, dann trabte er davon.

Acht Tage später sang Jitka wieder dasselbe Schlummerlied, das oft über ihre Lippen gegangen war; es klang der

Freundin, die bei ihr war, rührender als je. Als Zitka an die Worte kam:

„Du Engel mein,
Schlaf' ruhig ein!"

da sank sie vom Stuhle und war todt.

In derselben Nacht fiel auch die Köhlerhütte Michall's in Trümmer und Niemand richtete sie wieder auf.

Die in der vorstehenden Sage erwähnte Ortenburg zu Budissin wurde um 1309 von der Markgräfin Beatrix und ihren drei Söhnen, Johann, Otto und Conrad, als Residenz benutzt. Die Markgrafen erhoben 1393 den Flecken Lobau zur Stadt. Der „Lobauer Berg" ist jetzt sogar für Wagen zugänglich und Tausende suchen und finden auf ihm während der Sommermonate vielfache Zerstreuung. — Früher wurde der Berg höchstens von einem furchtlosen Jäger oder von einem Rothbedrängten besucht; da ließ der Volksglaube noch Zwerge und bärtige Ritter droben hausen, da geschah es wohl auch, daß ein Sonntagskind einmal

die Wunderblume

blühen sah, die in dem sogenannten Kräutergärtlein des Berges stand und nicht nur einen himmlischen Duft verbreitete, sondern auch mit ihren Glockenblüthen während der Nacht läutete. Die Töne der Glöckchen klangen schöner, als das kunstreichste Harfenspiel. — Mit der Wunderblume verhielt es sich aber also. — Als der schändliche König Herodes auf Anstiften seiner rachsüchtigen Frau und ihrer Tochter den edlen Johannes hatte hinrichten lassen, nahmen die trauernden Engel das blutende Haupt des Täufers und trugen es hinauf zum Himmel vor den Richterthron des gerechten Gottes, um die mordsüchtigen Menschen zu verklagen. Während nun die Engel über der Erde hinschwebten, entfielen dem Haupte des Johannes einige Blutstropfen und träufelten in gewissen Gegenden der Erde nieder. Die Engel traten vor den Thron des Ewigen und klagten. Da sprach der gerechte Vater der Barmherzigkeit und Gnade: „Die Seelen der Mörder sind mit dem Fluche belastet, aber das Blut des Heiligen, das die Erde tränkte, soll nur segnend wirken. An den Stellen, wohin die Blutstropfen träufelten, soll von Jahrhundert zu Jahrhundert eine Wunderblume blühen, und wer sie findet und bricht, mag das beste Glück unter den Sterblichen genießen."

Ein Tropfen vom Blute des Johannes fiel auch auf dem Gipfel des Lobauer Berges nieder, und daher kommt es, daß auf demselben „in dem Gärtlein aller hundert Jahre in der Mitternachtsstunde vor St. Johannes Enthauptung gar ein wunderseltsam Blümlein von anmuthiger Gestalt und lieblichem Geduft blüht, welches der, so reines Herzens ist, leicht aus der Erde reißen kann und dadurch zu hoher Ehre und vielem Geld gelangt, sintemal die starke und große Wurzel, sowie das Blümlein selbsten von purem Gold, Silber und köstlichem Gestein ist. — Wer sich aberst nit sat und sicher weiß, der berühre es ja nit, sonst verleurt er sein Leben. Wofür Gott behüt." *)

*) C. vaterländische Sagen und Mährchen von L. Winter. S. 38.

Druck von Emil Gärtig in Schneeberg.